

Die Gartenlaube



Aufn. Hermann König, Innsbruck

UMMER 19

30 Pf. 10 Cents USA
60 Gr. Oestr.

BERLIN, 11. MAI 1933

Vom Ohr zum Herzen

Literei. Sie leben als Frau eines Arztes in einer Kleinstadt. Zwischen den verschiedenen Damen des Ortes herrscht ein geselliger Verkehr, und es fehlt nicht das Kaffeekränzchen, dem man nicht gut fernbleiben kann. Sie ärgern sich dabei über die dauernde Literie zwischen Frau Apotheker und Frau Doktor, Frau Oberpostrat und Frau Pastor usw.

Ihr Mißvergnügen ist mit voll verständlich. Die „Literie“ blüht leider noch immer in unserem lieben Vaterlande; es wehren sich aber schon viele vernünftige Frauen dagegen, mit einem Titel angeredet zu werden, den sie gar nicht erworben haben, und der auch durch die Trauungszeremonie nicht übertragen wird. Es ist wirklich ein wenig lächerlich, und eigentlich müßte es hinter jedem solchen Titel heißen „von Mannes Gnaden“. Wie wäre es, wenn Sie in Ihrem Kränzchen einmal einen kleinen Vortrag über dieses Thema ansagten? Oder würde es einen solchen Sturm hervorrufen, daß die ganze Kaffeetafel in Gefahr käme? Ich glaube nicht; Frauen sind gar nicht so töricht, wie sie — zuweilen — scheinen; nur will keine gern die erste sein, wenn es gilt, ein Herkommen anzutasten. Versuchen Sie es! Sie riskieren wahrscheinlich nur, daß es dann alle „vorher auch schon gedacht haben“.

Hans, Karlsruhe. Sie waren längere Zeit eng mit einer Berufskollegin befreundet. Es kam jedoch zu einem Bruch der Beziehungen, und während Ihre ehemalige Freundin jede weitere Begegnung zu vermeiden wünscht, sind Sie der Ansicht, daß man trotz des Vorangegangenen eine gewisse rein kameradschaftliche Beziehung weiter pflegen könne.

Ich stimme Ihrer Freundin bei und rate Ihnen sehr, den Wunsch zu respektieren. Sie müssen sich vor Augen halten, daß gerade diese Entwicklung der Ereignisse für die Freundin als Frau noch ganz andere innere Konsequenzen hat als für Sie. Ihr weiblicher Instinkt warnt sie zudem davor, einen Weg zu gehen, den die Macht früherer Bindungen immer wieder gefährden würde, und es ist gesunder Selbsterhaltungstrieb, wenn sie sich gegen eine äußerlich mühsam verdeckte, aber dennoch häßliche Quälerei, ein ewiges Hindernis herzrennen wehrt. Ihnen mag das verständlich sein, weil Sie schon weiter über das Ganze hinaus sind; aber gerade weil Sie der Freiere und Stärkere sind, haben Sie die Pflicht, mit größter Schonung auf die Bitte der Freundin Rücksicht zu nehmen.

Frau Marta. Sie sind seit mehreren Jahren verheiratet und Mutter eines dreijährigen Jungen. Vor einiger Zeit ist Ihr Mann einer Vereinigung beigetreten, deren weltanschauliches Streben ihn stark fesselt, und er hat sich in Freundschaft einer Frau dieses neuen Kreises geschlossen, um mit ihr gemeinsam zu lesen und zu arbeiten.

Es ist voll verständlich, daß Sie darunter leiden, daß Ihr

Mann außer zu den Mahlzeiten nie mehr zu Hause ist, und die ganze Berechtigung Ihrer Klage zeigt sich in der rührenden Frage: „Habe ich ein Recht zu klagen, wenn mein Mann jeden Abend von Hause fort ist?“ Ganz gewiß haben Sie ein Recht dazu, denn bei allem Respekt vor geistigen Notwendigkeiten wird man vor einer Entwicklung skeptisch werden, die als erste Frucht eine Lieblosigkeit zeitigt. Eine geistige Entwicklung, die wirklich den Menschen größer macht, wird, wenn sie aus einem reinen Quell entspringt, vor allem auch die Fähigkeiten des Herzens, also die Güte und die aktive Menschenliebe, stärken. Weltanschauliche Fragen wie jene, um die Ihr Mann jetzt ringt, können nicht von heute auf morgen ihre Antwort finden; es ist deshalb nicht einzusehen, warum er jeden Abend zur Lektüre bei der Freundin verweilen muß. Aber er ist noch jung und daher sein Übereifer eher verständlich. Ein größeres Unrecht begeht die Freundin, die doch ein in ihrer Weltanschauung bereits gefestigter Mensch ist und gerade als Frau so viel weibliches Verständnis haben müßte, um auch die Verpflichtungen des Herzens anzuerkennen. Sie erweist dem Freund keinen Dienst, wenn sie ihn lehrt, daß geistige Ziele Härte und Egoismus entschuldigen, und sie erweist auch der Sache, für die sie eintritt, keinen Dienst, wenn es sich zeigt, daß ihr Weg zur Höherentwicklung mit dem Verstoß gegen grundsätzliches Menschengericht beginnt.

Mutter Ulrike. Sie möchten in den Ferien mit Ihren drei Kindern verreisen und stellen sich nun die Frage, ob sie lieber nur acht Tage, aber in aller Bequemlichkeit, also mit Hotel etc. wegbleiben sollen, oder mit einer primitiveren Unterkunft, selbst kochend, dafür aber einige Wochen.

Für die Beantwortung der Frage ist eigentlich nur ein Punkt ausschlaggebend: Machen Sie diese Reise in erster Linie zum Besten der Kinder, oder sind Sie es, deren Erholung im Vordergrund stehen muß? Im ersten Fall würde ich unbedingt raten, lieber einfacher zu wohnen und selber zu kochen, aber solange wir möglich die Kinder den Segen der Bergluft genießen zu lassen. Für Sie bedeutet es natürlich eine Einschränkung der schönen Ferienfaulheit, aber es kommt auch viel darauf an, wie man so etwas aufzieht. Jeden großen Aufwand vermeiden, kameradschaftlich sich in alle Arbeit teilen, dann braucht sie garnicht soviel Zeit zu kosten. Nur darf man nicht den Fehler machen, die Ansprüche eines geregelten Stadthaushaltes mit auf die Berge nehmen zu wollen! Und wenn die Kinder auch ihr Teil Pflichten auf sich nehmen, wie sie es ebenso machen würden, wenn sie mit Gleichaltrigen wandern, dann hat eine solche Ferienzeit noch einen besonderen pädagogischen Wert.

E. P. Ihr zehnjähriger Junge wünscht sich glühend eine Taschenuhr. Sie möchten ihm eine teure Uhr kaufen, damit das Kind lernt, „mit guten Sachen“ umzugehen; Ihr Mann hält eine billige für angebrachter. Ich muß Ihrem Mann bestimmen, Es kommt auf den rechten Zeitpunkt an, und es hat keinen Sinn, einem Zehnjährigen eine so kostbare Uhr zu kaufen, daß er sie dann „nur Sonntags“ tragen kann.

Jung sein

durch tägliches Abputtern mit Vaseline-Körper-Puder, der die Haut erfrischt und belebt, die Leistung steigert. Wäsche und Strümpfe schont. — Darum unentbehrlich:

Vaseline

KÖRPER - PU DER



Bei Kopfschmerzen

DIMETH. ACID.
PHENYLPHENACYLUM.
10 Tabl. 0,60
20 Tabl. 1,05

Grippe, Rheuma-
Muskel- u. Nervenreissen
kaufen Sie in der Apotheke aber nur
Herbin Stodin

u. Sie wird angenehm überrascht sein
Unschädlich — Harnsäure lösend
H.O. ALBERT WEBER MAGDEBURG.

Die Gartenlaube

Berlin, 11. Mai



Begründet 1853

Nr. 19

ILLUSTRIERTES FAMILIENBLATT

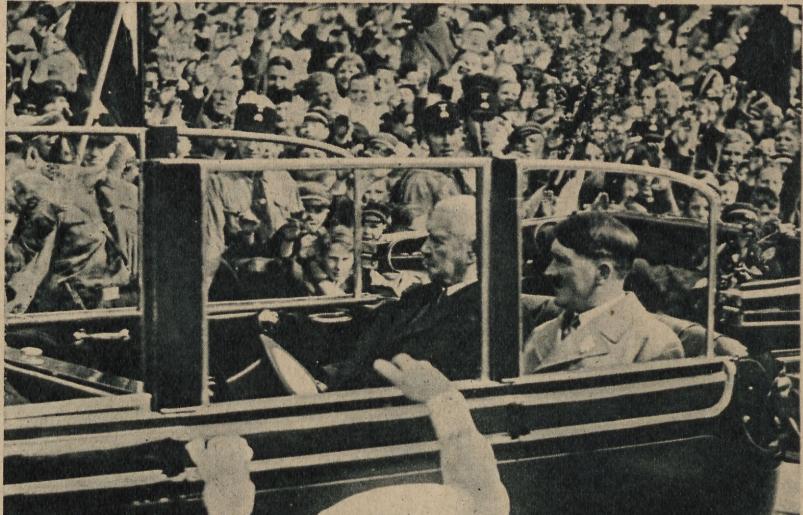
1933



Der Feiertag der nationalen Arbeit

begann in Berlin mit einer großen Jugendkundgebung im Lustgarten, wo der Reichspräsident Hindenburg und der Reichsminister Görres vor dem Berliner Schloss zu den Schülern und Jugendbünden sprachen Scherl-Sonderaufnahmen für die „Gartenlaube“

Der Feiertag



Der erste „Feiertag der nationalen Arbeit“ am 1. Mai wurde im ganzen Deutschen Reiche unter begeisterter Anteilnahme des ganzen Volkes in großen, erhebenden Feiern begangen. Mittelpunkt und Höhepunkt war die gewaltige Kundgebung der Reichsregierung auf dem Tempelhofer Feld in Berlin, die an äußerem Ausmaß und Teilnehmerzahl alle früheren Massenkundgebungen übertraf: Eineinhalb Millionen Menschen — und am Rundfunk das gesamte Volk — lauschten der programmatischen, wirtschaftspolitisch bedeutsamen Festrede, die der Kanzler an die Menge richtete, überragt von einem im Scheinwerferlicht erstrahlenden gewaltigen Berg von Fahnen. Die überwältigende Feier schloß mit einem großartigen Feuerwerk. Ans- und Abmarsch der Menge vollzog sich in musterhafter Disziplin und Ordnung. So ist diese erste deutsche Maifeier zu einem Volkstag in des Wortes schönstem Sinne geworden, der die schicksalhafte Verbundenheit aller Klassen und Stände zu einem ergreifenden und erhebenden Ausdruck brachte.

der nationalen Arbeit



Von der Feier auf dem Tempelhofer Feld marschierten mit Bataillonen der Reichswehr die unabsehbaren Kolonnen der SA und SS, des Stahlhelms, der Schutzpolizei und die uniformierten Verbände in einem gewaltigen Fackelzug hinüber zum Lustgarten, wo spät nach Mitternacht mit einer Ansprache des preußischen Ministerpräsidenten Göring der erste deutsche Maitag sein Ende fand

Scherl - Sonderaufnahmen für die „Gartenlaube“





Fackeltanz in Berlin im Jahre 1701
bei der Hochzeit einer Tochter
Friedrichs I.

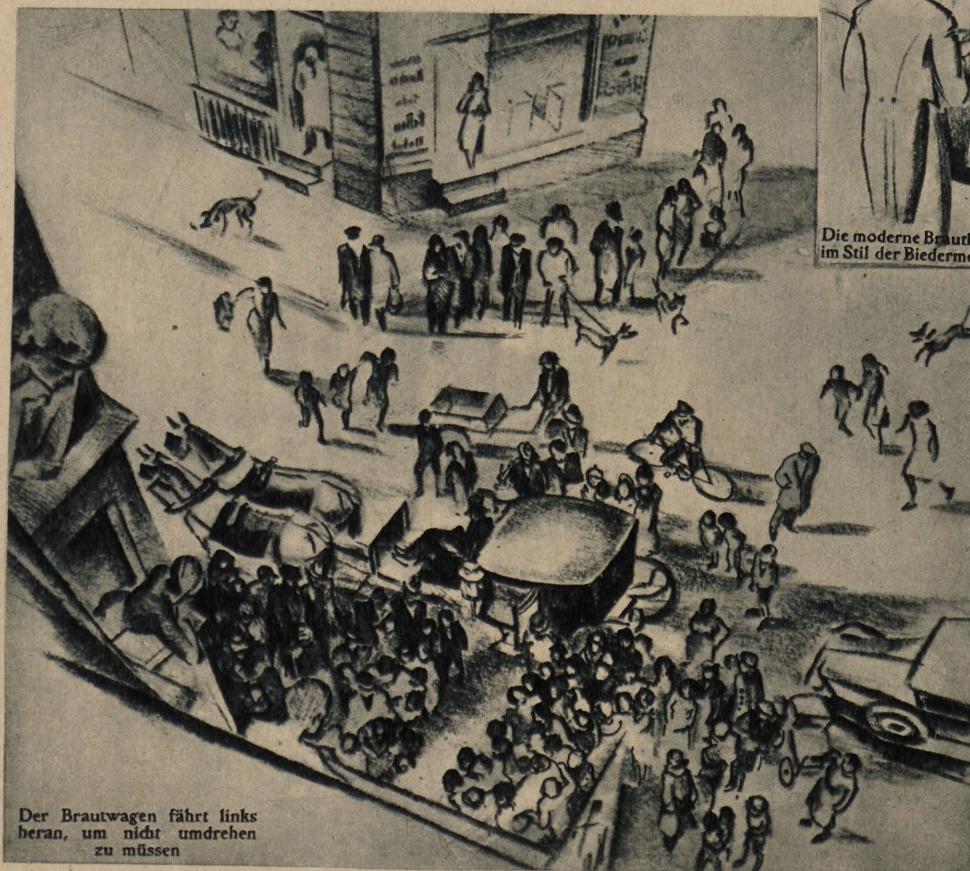
Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid...

Von Dr. Erich Ritter * Mit Zeichnungen von Erika von Roux

Brauch und Sitte stammen von jenen Lebensgemeinschaften, deren Dasein sich in ständigem Kampf mit den Naturgewalten vollzog. Je mehr es den Menschen gelang, die Naturkräfte zu entgöttern und zu besiegen, desto weniger wurden Brauch und Sitte geübt. Nicht einmal der Sinn der nicht eben zahlreichen Bräuche, die sich noch in die leichtere und mehr gesicherte Lebensform der heutigen Landbevölkerung und sogar in die von der Natur losgelösten Städte hinübergerettet haben, ist den Menschen bekannt geblieben. Nur noch die hohen Jah-



Die moderne Brautkutsche
im Stil der Biedermeierzeit



Der Brautwagen fährt links heran, um nicht umdrehen zu müssen

res- und Lebensfeste sind von solchen Bräuchen umgeben. Sie haben aber fast alle ihren ursprünglichen Ernst eingebüßt und einen mehr heiteren und spielerischen Charakter angenommen. Unter den Ereignissen, die auch heute noch von Brauch und Sitte umrahmt sind, steht die Hochzeit obenan. Der Polterabend, Myrtenfranz, Schleier und weißes Seidengewand der Braut, die goldenen Eheringe, der Brautwagen, die gemeinsame Mahlzeit der Gäste, der Hochzeitstanz, die Haubung der jungen Frau und manches andere Symbol mehr stellen noch immer festliche Kennzeichen der Schließung des Ehebundes dar, auf die weder das Brautpaar noch seine Eltern ohne Stolz verzichten wollen. Sie halten diese Dinge allerdings nur noch für schmückendes Beiwerk. Und doch handelt es sich um Reste uralter Bräuche, mit deren Ausübung sich einst eine tiefe Bedeutung verband.

Die Sitten, die das Hochzeitsfest umrahmen, lassen sich ihrer Art nach in Trennungs- und in Aufnahmeriten unterscheiden, denen sich magische Bräuche — weit ins Heidentum zurückreichende Zauber-Riten — beigegeben. Schon der Polterabend ist ein solcher magischer Brauch.

Böse Geister lauern nach der Anschauung aller Naturvölker am Lebensweg des Menschen.

„Berufe nicht die wohlbekannte Schar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Den Menschen tausendfältige Gefahr
Von allen Enden her bereitet!“

sagt Wagner zu Faust. Nie sind die Dämonen so tätig, wie wenn es gilt, Glück zu zerstören. Deshalb ist die junge Braut, die der Erfüllung ihres Lebens entgegengeht, durch ihre Bosheit besonders gefährdet. Aber das Reich der bösen Geister ist das Dunkel und die Stille. Lärm und Licht schrecken sie zurück. Wer von den jungen Burschen, die auch heute noch am Polter-



Kaffeetafel nach der „Haubung“ der Braut

abend Freudenstücke abgeben, mit Feuerwerkkörpern schießen, mit Peitschen knallen, Flaschen und schädhaftes Geschirr krachend vor der Tür des Brauthauses zerschmettern, denkt wohl daran, daß sie eigentlich im Begriff sind, die bösen Dämonen zu verscheuchen, die das junge Glück bedrohen? — Auch das Einhüllen der Braut in den Schleier, die Zurücklegung selbst einer kurzen Strecke zur Kirche in einem schnellfahrenden Wagen gehören zu den magischen Bräuchen und dienen dem Schutz der Verlobten. Daß der Brautwagen niemals umwenden darf, wenn die Braut darin Platz genommen hat, ist ein ungeschriebenes Gesetz, das selbst im Verkehrsgetriebe Berlins auch heute noch unbedingt innegehalten wird. Der Brautwagen soll seine kostbare Last so rasch wie möglich geraden Weges zum Ziele bringen. Jedes Rückwärts beschwört Gefahr herauf und hat eine unglückliche Vorbedeutung. Kranz, Schleier und Brautkleid sind magischer Ritus und Trennungsbrauch zugleich. Durch den völligen Wechsel und die einmalige Besonderheit der Kleidung wird angegedeutet, daß ein Altes aufhört und ein Neues beginnt. Freilich trugen die Bräute bei unseren Altvorden keine Myrte, sondern Rosmarin oder eine Flitterkrone im Haar. Sie hatten auch kein weißes, sondern ein buntes Gewand. Der Myrtenkranz, der Spitzenschleier und die weiße Seide sind auf kirch-



Fränkische Bauernbraut im Schutz geweihter Kerzen



Kehrauspolonaise mit Wirtschaftsgegenständen

lichen Einflüsse zurückzuführen und den Opferbräuchen der Antike entlehnt. Wie eine Priesterin geschmückt tritt die Braut vor den Altar, um das eigene Leben ihrer Gemeinschaftsaufgabe zu opfern: Frau und Mutter zu werden.

Die feierliche Abholung vom Brauthause ist ein Trennungsbrauch, der an vielen Orten noch heute mit einem Weinen und Sträuben der Braut verbunden wird, sich auch oft ungewollt damit verbindet. Dem Schmerz und Verzicht liegen in jedem Abschied verschlossen, zumal in dem von Kindheit, Jugend, Elternhaus und Freundeskreis, auch wenn die Hoffnung auf eine neue und bessere Heimat darüber schwebt. Trennungsbrauch ist das Auftreten der Brautjungfern und der Brautführer in geschlossenem Zuge und die vorangehende freundliche Schar der Blumen streuenden Mädchen und Knaben. Die Kindheit, die Freundinnen und Freunde sagen Lebewohl. Die Schutzwache der Jugend- und der Geschlechtsgenossen, die dem Brautpaar folgt, oft schon vor dem Brautpaar die Kirche betreten muß und es am Altar umgibt, ist ebenfalls als magische Abwehr der bösen Geister zu deuten. Denn die Dämonen versuchen selbst an dem heiligen Orte Macht zu gewinnen und verlieren erst im hellen Scheine der Altarkerzen und vor dem Kreuzifix ihren Einfluß, denn dieser geweihte Bezirk ist ihnen verschlossen. Die goldenen Ringe, die vor dem Altar gewechselt werden, sind nicht bloß Sinnbilder des Bundes, der Aneinanderkettung und der Treue, die kein Ende hat, sondern sie berichten auch von der ursprünglichen Sitte des Brautkaufs. Nur ein Geschenk von großer Kostbarkeit konnte die Eltern der Braut bereitstellen dazu bewegen, die aufgeblühte Tochter aus dem Kreis ihrer Familie zu entlassen und ihr den Eintritt in eine

andere Sippe zu gestatten. — Auch heute noch richtet manche Braut — seltener der Bräutigam — es so ein, daß sie bei der Handreichung „Den Damen oben behält“, und manche besorgte Mutter gibt auch heute noch der Tochter den Rat, beim Aufstehen aus der knienden Haltung nach dem Segen schnell den Fuß für einen Augenblick auf den Fuß des Bräutigams zu setzen. Wenn der Bräutigam der Braut nach der Trauung den Arm reicht, soll sie es nach Möglichkeit so einrichten, daß sie

ihm nicht nach seiner Seite folgt, sondern ihn nach ihrer Seite hinüberschafft. Jedesmal ist es die Hausgewalt, die sie sich auf diese Weise magisch sichern will.

Das Hochzeitsmahl, obwohl es meist von den Brauteltern ausgerichtet wird, ist doch der Hauptfache nach als Aufnahmebrauch zu betrachten. Zum ersten Male kommen alle Mitglieder der beiden Sippen zusammen, um auch über den besonderen Bund der beiden jungen Leute hinaus miteinander Freundschaft zu schließen. Der Tanz der Braut, namentlich mit den Verwandten des Bräutigams, ist ebenfalls Aufnahmebrauch. Zugleich aber ist der Hochzeitstanz, wie ursprünglich überhaupt jeder Tanz — namentlich der stampfende, händeklatschende, von lärmender Musik begleitete — ebenfalls ein magischer Ritus,



Mit „Heerpauken und Drommeten“

der die Vertreibung der Dämonen bezweckt. Sehr deutlich tritt die Bedeutung des Tanzes als Aufnahmebrauch in dem am brandenburgisch-preußischen Hof seit Jahrhunderten üblichen Fackeltanz zutage, der regelmäßig den Abschluß des Hochzeitszuges bildete. Nachdem sich der Hof im Halbkreis am Thron aufgestellt hatte, begannen zwölf Staatswürdenträger, mit dem Hofmarschall an der Spitze, Wachskerzen in der Hand tragend, unter Vorantritt von „Heerpauken und

Drommeten“, einen Umgang um den Saal, dem sich das neuvermählte Paar anschloß. Nach dem Umgang näherte sich die Braut dem König und forderte ihn zu einem gleichen Umgang auf. Daran schloß sich ein Umgang der Reihe nach mit sämtlichen rechts vom Thron stehenden Prinzen. Dann begannen die Rundgänge des Bräutigams mit der Königin und den auf der linken Seite des Thrones stehenden Prinzessinnen. Ein bürgerliches Seitenstück hierzu ist die „Kehrauspolonäse“, bei der die Hochzeitsgäste sich mit Wirtschaftsgegenständen bewaffnen. Den Abschluß bürgerlicher Hochzeiten bildet noch heute die Kaffeetafel und die „Haubung“ der jungen Frau. Die Haube, der Kopfschmuck der Hausfrau, erlegt, nachdem die Aufnahme in die neue Familie erfolgt ist, den bräutlichen Kranz.



Aufn. Ehrhart

Meine Schafe

Erzählung von der Alm von Otto Ehrhart-Dachau

Von Sankt Sülden herauf schwingen die Frühglocken. Ein dicker, fetter Sonnenstrahl tanzt vor meinem Bettschragen und die schlafmüden Augen wollen noch gar nicht fassen, wie schön der neue Tag ist. Sonntag. Ach ja, Sonntag ist heute!

Mit einem Satz bin ich aus dem Bett und reiße vollends die Tür auf. Blendende Helle!

Nur langsam können die Augen, kann das Herz die Herrlichkeit erfassen, die vor meiner Almhütte ausgebreitet liegt.

Laue, blaudunstige Frühlust lagert auf den Hängen. Über den Wäldern schweben silberweiße Dunstwölkchen, und oben, über den goldglühenden Gipfeln und Graten, tut sich ein Himmel auf, so blau und vergottet, daß man nur noch stammeln kann: „Herr Gott, ich dank' dir schön!“ und so ähnliche dumme Sätze, die menschliches Fühlen eben nicht besser zu sagen weiß.

Meine Augen verfolgen die breiten Lichtstrahlen, die sich wie feurige Lawinen über die Hänge ins dunstige Tal ergießen. Es drängt mich plötzlich, dort emporzustürmen, die Quelle dieses Leuchtens mit den Händen zu fassen, zu spüren. Da schwingt auch eine alte, törichte Sehnsucht mit, deren Keim mir — wohl als Knabe noch — ein alter Hirte ins Herz gelegt: Sonntags

stunde dort manchmal dem Begnadeten ein Türlein offen, durch das man geradewegs in den blanken Himmel schlüpfen könne . . .

Also hinauf! Waschen? — Ach nein! — Heut nicht — am Sonntag, sonst geht mir derweilen das schöne Licht verloren . . .

Die Haserln an den Füßen will ich kurz danach an der Quelle vorbei. Sie meint tatsächlich, ich wolle mich heute in Hemd und Lederhose waschen, und plübbert ziemlich unverschämt und wenig sonntäglich vor sich hin. Raum aber bin ich vorbei, da singt sie schon wieder so verlassen und traurig, daß ich beschämt umkehre, um wenigstens den Kopf unter den nassen Strahl zu halten.

„Weißt“, sage ich, „mußt schon entschuldigen. Heut ist Sonntag, vielleicht steht grad das Türl im Himmel offen . . .“

Man soll einer Quelle nichts erzählen! Raum ist's heraus, da springt sie mir schon quirlend aus den Händen; gleich der nächstbeste Stein muß herhalten: „Jesse na, blubb, plubb, du — hör doch, alter Brocken, der da oben sucht ein Türl — haha — im Himmel!“ Und schon ist sie bei der alten Fichte unten. „Du, du“, sagt sie und zupft an den mächtigen Wurzeln herum, „schnell, da schau hinauf, der mit dem nassen Kopf, der will —“

Natürlich, in einer Stunde weiß es das ganze Tal.

Ich nehme einen Mund voll Wasser, springe es der Schwägerin ins Gesicht, und während sie noch entrüstet plübbert und kreischt, steige ich bereits in die ersten Latschen hinein. Immer schwächer wird das Stimmchen, bis es allmählich im Säuseln des Windes vertont, der durch die nicken Latschenkronen streicht . . .

Wie das riecht, wie die Erde duftet! Wie die Berge glänzen! Ich kann nicht anders, ich muß hell hinausschreien: „Hui — juh — hu hui!“

„Mäeee — äh —!“

Was war das?

„Mäeeäh!“

Still! In den Latschen knackt es, blökt es, und endlich purzeln aus der grünen Wirrnis zwei Schafe heraus . . .

„Mäeeäh!“ Sie drängen sich an mich heran, lecken mir die Hände und tun ganz kläglich. Mir wird dabei ganz eigen zumute. Die stürmische Liebe der verirrten Tiere tut mir bis in den letzten Herzwinkele wohlt, und ich bekomme ganz feuchte Augen. Ganz ohne Schmerz fühle ich das Himmelstürz entschwinden. „Ja sei“, sage ich dann, „ihr armen Viecherln habt euch wohl verlaufen? Ihr kommt aus dem Gsengtal und seid jedenfalls — wer weiß wie lang — in den Latschen herumgeirrt? Aber kommt, jetzt gehen wir gleich heim!“

Der Abstieg ist beschwerlich. Immer wieder drängen sich die guten Tiere an mich heran, stupsen ihre Schnauzen an meine Beine und knabbern an der Lederhose herum. Endlich aber sind wir draußen.

Während sie das kurze Almras fressen, gehen wir langsam tiefer bis zu den großen Steinblöcken vor dem Haus. Dort gebe ich ihnen Salz zu lecken, das sie über alles lieben. Wir gefallen uns sehr und sind selig miteinander. Die beiden haben Augen, daß man glatt in den Tierhimmel zu sehen glaubt. Große, hellbraune, liebe Sterne, in denen sich der ganze Bergwald spiegelt. Ihre Schnäuzchen sind rosamarzipan und sie haben die wohlige Temperatur gefunder Säuglinge. Das Fell riecht nach Latschen und würzigen Kräutern; wenn man die Wolle auseinanderzieht, nach warmem Tier . . . Der ganze Tag, ein helles, frohes Leuchten, entgleitet wie ein Traum.

Gegen Abend gehen die Tiere ganz von selbst in den Stall. Es ist noch etwas alte Streu dort, die ich entbreite, und wie sie nun dort liegen, mit müden Gliedern und behaglichem Gefüge, bin ich ganz närrisch vor Glück. Immer wieder muß ich zu den Tieren hinein und muß sie streicheln. Es ist zu herrlich, eigene Schafe im eigenen Stall zu haben.

Wenn nun jemand käme, um die Tiere zu holen?

Mein Gott, ich würde ihn die Wand hinab! Nein, nein, ich gebe sie nimmer her; ich hab' sie gefunden, sie lieben mich, sie sind mein!

In der dämmernden Stille überlege ich, woher sie stammen mögen. Wahrscheinlich von der etwa fünf Stunden entfernten Alm im Nachbartal. Sie sind grasend in die Latschen geraten, und kletterten vielleicht, das fette Randras fressend, am Rande einer Lawinengasse immer höher hinauf bis zum Grat. Dort mögen sie ein paar Gamswechsel verfolgt haben, die sie immer tiefer in die Latschen verführten. Sie überquerten Grasbänder, Schuttreihen, jedenfalls schon geplagt von der Sehnsucht nach ihren Brüdern und nach einem Menschen. Ihre Pfade wurden immer wirrer, und endlich hörten sie mich, dem sie freudig und imtrauend entgegenstürzten.

„Ja, und jetzt seid ihr bei mir!“ sage ich laut. Dann lege ich mich nieder. Die Tür, die vom Stall nach meiner Kammer führt, bleibt offen, damit ich sie hören kann.

Immer wieder höre ich auf das Geräusch der lieben Viecherln, und wenn es einmal still ist da draußen, frage ich: „Schafele, schlaft ihr schon?“ und rede darauf los, bis sich endlich etwas regt. Dann dreh' ich mich selig um und berausche mich an dem Geräusch meiner Schafe. Ich habe meinen Plan schon gesetzt: Die Tiere müssen dableiben.

Es ist noch fast dunkel, als ich aufstehe. Im Zwielicht mache ich mit der Sichel einen Sack voll Gras. Die Schafe sollen sich



Aufn. Halm

erst an den Stall gewöhnen, und das hier reicht bis zum Abend. Sie träumen . . . Leise schütte ich das taunasse Gras auf den Boden, eine Handvoll Salz daneben, so — und nun, pfui God!

Vorhin schon habe ich mich mit Geld und Messer versehen, jetzt wird noch die Hütte verschlossen und der Schlüssel an seinen Platz, unter dem großen Stein vor der Schwelle, gelegt. Dann trabe ich los.

Es geht sich heute morgen wohl gut, viel zu langsam aber dem, der etwas so Brennendes auf dem Herzen trägt. In Gedanken eile ich immer der Strecke voraus und tagiere sie auf Abkürzungen.

Über die Wand ist's näher!

Von leichten Morgenkleidern bedeckt, steht sie bald darauf vor mir. Und ich beginne zu klettern. Himmel, wie schön ist das! Der rauhe, rissige Stein, der grimmige Fels. Wir beide wollen einander fühlen, wollen rausen! „He — alter Lackel du!“

Steine bröckeln los und verhallen in der Tiefe.

Eine Wand mit wenig Griffen, steil, naß und kalt, senkrecht und verschlossen. Ob es geht? Der Fels dräut, die Tiefe giert. Das reizt! Nun erst recht!

An einer sicherer Stelle ziehe ich die Schuhe aus, binde sie auf den Rücken, und dann geht es — zack, zack — über die gefährliche Stelle. Donner und Rauch! Ein brüchiger Stein ist losgegangen — eine Sekunde zu spät — vom sicheren Stand aus sehe ich ihm fröhlich nach.

„Pang — puum — pang!“ Da liegt er zersplittert in der Tiefe.

Weiter durch den Fels! Ein kleiner Ram in noch, der mich von dem Gipfel trennt. Ich habe mich noch nie so schnell und leicht hier durchgestemmt. Ein letzter Rück — ich stehe droben!

Licht blendet die Augen. Sonne!

Fassungslos gebiert das Auge die Landschaft. Gipfel über Gipfel in allen Fernen. Schneeberge, Felsen, Wälder und traute Matten. Milch des Morgens, die durch dunkle Täler fließt. Urschauer erglühen. Lichtblitze funkeln, Gletscher gleißen und Farben wandeln sich dauernd. Auf einmal schreie ich laut, groß und wild: „Hu — ju — hui — hu — hu!“

*
Später steige ich langsam auf der anderen Seite nieder. Zu-erst durch Fels, dann durch Latschen und dünne Morgenwölchen auf eine kurzgrasige Matte hinab. Lieber Klang von Kuhglocken füllt das Hochtal. Rauch von frischem Feuer liegt in der Luft. Ja — ich habe Hunger!

Die Alm ist bald gefunden. Sie liegt noch im Schatten der Berge, inmitten einer nebeligen Wiese, aus der verschwommen

bald ein Kuhrücken, eine Ziege oder ein grauer Felskloben geistert. Grüßend trete ich ein. Der Simoi, ein alter, triefäugiger Senn mit wildem Vollbart, kocht Topfen. Wir kennen uns schon von früher her.

Neben dem Feuer ist immer der beste Platz. Eine Zeitlang reden wir nichts, dann eine Weile wieder nichts. Er führt seinen Topfen, ich rauche — nicht ohne Absicht — Pfeife.

Schweigen will gelernt sein.

„Bischt scho früh auf, Simoi, ha?“

„Hmm — joo.“

„Frisch is?“

„Frisch is!“

Nur nicht zuviel auf einmal. Schließlich kommt's schon:

„Mogst a Milli?“

„Freili!“

Er werktelt erst noch eine Weile an seinem Topfen herum, dann bekomme ich endlich was zu futtern. Frische Milch und fetten Käse. Brot habe ich mir in der Tasche selbst mitgebracht. Man muß loben, denke ich.

„Guat is der Kas!“

„Guat scho.“

Ich esse mit Behagen, während er mich solange von der Seite her studiert.

„Was schoffst 'n?“

„Nix“, sage ich fröhlich.

Er ist ein bißl verstimmt.

„Bischt ebban im Holz?“

„Ja“, sage ich, „auf der dreteren Seit'n.“

„San schöne Baam do?“

„Schöne Baam“, nickt ich, denn ich habe ja schöne Bäume, und im Holz arbeite ich ja schließlich auch.

Umständlich sege ich die Pfeife wieder in Brand. Bester „Dreikönig“, das muß er doch riechen!

„Hm“, meint er endlich, „an guaten Tabak hoscht!“

„Sell scho!“

„An teuern?“

„No, net grad billi.“

Ein Blick auf den Beutel. „Dr'laubscht?“

„Hm“, nickt ich. Er stopft sich soviel als möglich in die Pfeife, zündet an, schmeckt, schmunzelt und geht nun endlich auss Thema los.

„Hoscht koane Schof g'sehng?“

„Foin dr ova?“ frage ich möglichst harmlos.

„Zwoa Schtuck.“

Jetzt tue ich ganz interessiert und lasse sie mir näher beschreiben. „Ja, ja, natürlich, die hab' ich schon g'sehn!“

„Ja, Herrgottsa kra, wo san's denn nacha, dö Loder?“

„Tot san's!“

„Tot??“

Er ist ganz aus dem Häuschen, und ich erzähle nährisch, wie mir's gerade einfällt:

Also gestern, wie ich auf den Paderlüh wollte, hätte ich auf einmal in der Gamswand drüben erbärmlich schreien hören. Dem Gejammer nachgehend, hätte ich zwei Schafe gefunden, die von den Latschen anscheinend in die steilen Wände hinausgekommen seien und so halt abgestürzt wären. Die Tiere seien elend verschlagen und lägen in meiner Hütte. Gott sei Dank, daß er's nun wüßte. Er solle nur gleich kommen und die Viecher holen. Allerdings, es würde ein schwerer Transport werden. Das eine sei nämlich noch nicht ganz tot, und das andere könne sogar noch leidlich laufen. Sie fräßen aber nichts, und es sei höchstwahrscheinlich, daß sie inzwischen schon eingegangen seien.

„So a Schobn!“ jammert er. „Die besten Schof worns!“

Ich lasz ihm Zeit, den Schmerz zu überwinden.

„Hoscht ja no gnua!“ sage ich dann.

„Woll, woll, a Schtucker dreif'g Schtuck scho, aber es worn halt zwoa von meine eignen.“

Jetzt ziehe ich mein letztes Register auf. Hoffentlich klappt es.

„Paf auf, Simoi!“ sage ich. „Ich kauf dir deine Schafe ab. Mit dem Fleisch ist's auf der dreteren Seit'n ohnehin immer knapp. Vielleicht bring' ich sie auch noch durch. Man kann's ja net wissen. Wenn nicht — dann schlacht' ich sie aus und verkaufe, was ich nicht selber brauchen kann, ins Tal hinab.“ Und was er verlange?

Nun beginnt ein edler Wettsstreit. Er will sie mir unbedingt als Loder verkaufen — als Schindviecher — und glaubt, daß sie sicher schon verreckt seien, bis ich heimkäme. — Ich sage, es wäre

egal, daß es doch immerhin ganz frische, gesunde Tiere seien, und überhaupt, ich möge mir von niemand etwas schenken lassen. Schließlich einigen wir uns dahin, daß ich das ungefährte Lebendgewicht bezahle.

Er erzählt mir noch, daß das eine ein Mutterschaf sei, das eben erst gedeckt worden wäre. Mir wird ganz zweierlei bei dem Gedanken, daß ich so am Ende noch zu jungen Schafen kommen könnte. Ich zähle rasch, nehme dummerweise noch einen dicken Käseleib mit und schaue, daß ich möglichst schnell die Almhütte hinter mich bringe.

„Vielleicht bringst's do no auf!“ schreit er mir nach.

„I hoff's! Pfuu di God!“ gebe ich zurück . . .

In den Latschen, wo er mich nimmer sehen kann, beginne ich erst mal einen wilden Freudentanz zu tanzen. Dann fällt mir ein, daß ich jetzt eine „Familie“ habe, und ich stürme schnell weiter zu einer Schuttreiße empor. Aber ich kann nicht anders, ich bin halt so ein verrückter Kerl, auf einmal stehe ich wieder auf einem Bein und fange zu tanzen an, bis ich glücklich meinen Käseleib verliere. Wie ein Stein rollt er die Schuttreiße hinab und bleibt dann endlich auf einem Moospolster liegen. Dort gefällt's ihm besser als bei mir. Aber ich hol' ihn schnell wieder.

„Nährisches Huhn!“ sagt die Sonne und brennt mir kräftig auf den Buckel herab. Endlich bin ich soweit, daß ich ans Weitergehen denken kann. Ich ziehe meine Joppe aus, wickle den Käse hinein und fange an, ernsthaft zum Grat emporzusteigen. Die Sonne steigt mit. Es wird immer heißer, sengender, Mittag. Der Käse, der solche Temperatur nicht verträgt, verändert allmählich seine Form. Vorsichtshalber nehme ich Preiselbeerblätter, lege sie mit kühllem Moos zusammen darum herum und wickle das Ganze wieder in die Joppe ein.

Der Paderlüh gefällt mir heut gar nicht! Er ist mir zu heiß, zu hoch, zu schwer zu besteigen. Ich ärgere mich bald über die dichten, hemmenden Latschen, bald über die Sonne, oder auch über den blöden Käse. Und dann habe ich redlich Durst. Zur Abwehr kauje ich Latschennadeln und spucke giftig-grüne Bogen in die Luft.

Endlich der Grat. Jetzt sollte man halt die Arme freihaben. Man kommt mit dem Freipaket so schlecht vorwärts und bleibt alle Augenblicke woanders hängen. Nein, ich mag nimmer! Und wenn es noch so stänkel. Ich schneide den Käse einfach in drei Teile und stecke die Stücke in die Tasche. Wenn er auch läuft, es ist mir ganz gleich. Die Joppe kann gewaschen werden. Es geht nichts verloren.

Das ist doch etwas ganz anderes, wenn man die Arme frei hat. Schwupp — hinein in die Latschen! Und wenn man sich so von einem Ast auf den andern hinabschnellen läßt, das schafft!

Endlich sieht man in den Sattel hinab. Am Rande eines mächtigen Felsblocks liegt meine Hütte — still und verschlafen in der Nachmittagssonne. Die Quelle singt und ich fühle doppelt stark, wie mich dürtet.

Heraus aus den Latschen und über Alpenrosen und Steinblöcke hinunter zur Hütte und nun zum Stall!

Ich reiße die Tür auf und — „Mäeeh — mäeeeäh!“ — kommen mir meine Schafe entgegen.

Sie drücken ihre Nasen an meine Knie, und ich bin ganz selig. Wie wir uns über das Wiedersehen freuen! „Schafes“, sage ich dann, „jetzt seid ihr mein, mein!“ und knutsche sie ganz scheußlich. „Jetzt gehört ihr mir — ich will euch entsetzlich gern haben!“

Nun ist die Hütte erst bewohnt. Ich sehe schon meine Viehzucht. Es wird Wolle geben, Milch — „und dann trage ich Strümpfe aus eurem Fell, gelt?“ sage ich laut.

Wir gehen hinaus in die Nachmittagssonne. Die Tiere grasen, und ich gehe in die Hütte zurück, um den flüssigen Käse aus der Joppe zu bringen.

Am Abend spielt ich lange auf der Gitarre und singe, was mir gerade einfällt. Es reimt sich nicht immer, aber es tut gut.

Meine Viecher stehen verwundert auf der Wiese, horchen und vergessen ganz zu kauen. Ernst und nachdenklich, wie weiße, runde Wölchen, ruhen sie auf der grünen Matte, auf der das letzte Abendlicht leuchtet. Ihr krauses Fell ist ganz golden überspült. Mit den ersten Nebeln gehem wir heim.

Ich hänge die gewaschene Joppe noch vor der Hütte auf. Es ist Nacht geworden. Sterne reihen, Schnuppen fallen. Goldene Regen gehen nieder.

Auf der Fensterbank lege ich mich nieder. Vom Stall herein dringt der warme Duft meiner Schafe, und ich bin so glücklich, wie seit langem nicht mehr.



Aufn. C. Brandt

Das Gebiet der Almen
Blick vom „Roten Tritt“ auf St. Peter-Molinis (Arosa)

FRAU von eigenen Gnaden?

ROMAN VON ADELE UDE

Copyright 1933 by August Scherl G. m. b. H., Berlin

Die letzte Äußerung Plagges über die Rolle, die die kleine Ulrike in der Umgebung ihrer Tante Margarete spielen würde, verriet, daß es ihm plötzlich bewußt geworden war: Hier hatte sich einfach eine selbstherrliche Frau ein Kind geholt, um sich daran zu freuen; eine Frau, die nicht daran dachte, das größte Schicksal der Menschheit auf sich zu nehmen, sondern die nur die Süße des neuen Besitzes kosten wollte.

Margarete fühlte diese Gedanken, als hätte er sie ausgesprochen. Ja, sie vermochte seine Regungen vielleicht noch viel klarer zu deuten als er selber. Denn sie wußte um die heimliche Verachtung der Natur gegen alles Unfruchtbare. Diese halb unbewußte Geringsschätzung der kinderlosen Frau durch den Mann sprach aus Ulrich Plagge. Und sie mußte ihm ja recht geben. Es blieb ein bläser, künstlicher Schein, den sie mit dem fremden Kind auf ihr Leben gelenkt hatte: nichts als ein Schein.

„Indem Sie aussprechen, daß mein Zusammensein mit dem Kind ohne Opfer erkaufst worden ist, Herr von Plagge, sagen Sie natürlich gleichzeitig, daß meiner Freude das Tiefste fehle. Es hat eine andere Frau für dieses Kind gesitten; dafür wird dieses Kind auch niemals für mich fühlen, was es für jene andere fühlen würde. Sie sehen: Ich gebe mich keiner-Selbsttäuschung hin!“

Ulrich von Plagge hatte dieses Bekennen nicht erwartet. Nun war er geschlagen. Und er begriff plötzlich nicht mehr, warum er denn eigentlich an dieser friedlichen, harmlosen Stunde gerüttelt hatte. Welches Interesse hatte denn er daran, daß Margarete Derneggen lieber eigene Kinder haben sollte, anstatt sich an fremden zu erwärmen? Die Antwort auf diese eigene Frage fand Ulrich Plagge in dieser Stunde noch nicht. Es wurde ihm nicht bewußt, was hinter seinem Aufbegehren stand . . . Er versuchte, die Störung wieder gutzumachen, indem er besonders freundlich zu der Kleinen war. Aber es wirkte nur zerstreut, wenn er dem Kind über das blonde Haar strich. Und ganz unvermittelt versprach er dem kleinen Mädchen plötzlich einen richtigen Kinderessel, der von früher her noch in Schloß Buchen stünde.

Das Kind horchte ernst und aufmerksam auf seine Worte, fühlte sich ganz selbstverständlich und gelassen als der Mittelpunkt, ohne sich seiner aufrührerischen Wirkung bewußt zu sein. Klein und arm saß es da in seinem grauen Kleidchen, in seiner Unscheinbarkeit — diesem ewig liebsten Ausdruck, dessen sich das Höchste so gern bedient, um auf die Menschen zu wirken . . .

Margarete Derneggen und Ulrich von Plagge schieden an diesem Abend mit dem gegenseitigen Bewußtsein voneinander, daß an mancherlei in ihrem Innern gerührt worden war, mit dem sich jeder noch lange auseinandersetzen müsse.

Als Margarete die Haustür wieder verschlossen hatte und allein in die Stube zurückkehrte, merkte sie erst recht, welche Störung von Plagge ausgegangen war. Etwas Fremdes war ungestüm eingebrochen, hatte an ihrer Zufriedenheit gerüttelt und nun eine Leere zurückgelassen. Mit welchem Recht hatte Plagge dies getan? Es wurde ihr leichter ums Herz, als sie anfing, ihm zu zürnen; und als sie das merkte, hielt sie sich alles vor Augen, was ihn ins Unrecht setzen könnte. Hatte denn er die Verantwortung eigener Familie auf sich genommen? Er führte sein selbstherrliches Leben peinlich abgeschlossen von allen Menschen. Woher nahm denn er, der Kinderlose, die Überlegenheit, an ihrem Leben zu deuteln? Nein: Niemand hatte weniger Berechtigung dazu als er!

Obwohl Margarete auf diese Weise einige Erleichterung fand, so war ihr doch die Freude für heute verdorben, und es war

ihr recht, als das Kind sichtlich müde wurde und sich gern zum Schlafengehen bereden ließ. Sie selber würde ja nicht so leicht zur Ruhe kommen — das wußte sie. Aber sie freute sich darauf, aus dem Nebenzimmer zum erstenmal die ruhigen Atemzüge eines schlafenden Kindes zu hören.

Als das Licht ausgelöscht war, lag sie ganz still und wartete darauf. Aber schon bald irrten ihre Gedanken wieder zu Ulrich von Plagge, und sie hatte das Gefühl, daß auch er noch mit ihr beschäftigt wäre.

Die Nacht leuchtete mondhell in das Zimmer. Jeder Gegenstand war deutlich zu erkennen und hielt das Auge immer von neuem wach. Schon eine Weile schrie ganz in der Nähe des Hauses ein Käuzchen, und die Wälder rauschten und knarrten in der unaufhörlich bewegten Lust des einbrechenden Frühlings.

Da schrak sie plötzlich zusammen unter einem leisen, nahen Geräusch . . . Sie fuhr empor und sah auf der Türschwelle zum Nebenzimmer das Kind in seinem langen weißen Hemdchen stehen . . . Margarete vermochte im ersten Augenblick kein Wort auszusprechen. Sie starrte das Kind nur an und sah, wie es den Kopf hochreckte, als lausche es hinaus in die Nacht.

„Ulrike — ist etwas?“ fragte Margarete endlich leise.

„Der Binzenz!“ antwortete die Kleine, ohne ihre Haltung zu ändern, in der sie stand und lauschte.

Der Blonde — ? Träumte das Kind? Wanderte es im Schlaf? „Komm zu mir, Ulrike!“ sagte Margarete beruhigend.

Da kamen die Kleinen, nackten Füße gehorsam zum Bett; aber der Kopf wandte sich sogleich wieder dem Fenster zu. „Es ist Binzenz!“ beharrte das Kind.

„Wo ist Binzenz?“ fragte Margarete ratlos.

„Draußen! Hörst du denn nicht?“ ereiferte sich die Kleine.

„Ich höre gar nichts, Ulrike! Nur das arme Käuzchen schreit; es friert wohl oder hat sich verirrt.“

„Nein — das ist doch Binzenz!“ rief das Kind ganz außer sich.

„Aber, Ulrike: Binzenz schlält längst . . .“

Da hörte man wieder den Käuzchentruß . . . „Es ist Binzenz!“ nickte das Kind und lächelte triumphierend vor sich hin. „So ruft er mich immer!“

„Gut! Dann wollen wir nachsehen! Zieh dich warm an!“

Margarete erkannte, daß sich das Kind nicht anders beruhigen würde. Sie selber kleidete sich an und mußte dabei doch lächeln, während sie aus dem Nebenzimmer das hastige Hinundherhuschen vernahm. Endlich erschien die Kleine wieder. Margarete ging zum Fenster, öffnete es und hob das aufgeregte Kind auf einen Stuhl, damit es alles übersehen könne.

Das Käuzchen war verstummt . . . „Binzenz!“ rief das Kind leise in die mondhelle Nacht hinaus. Aber nichts rührte sich.

„Siehst du?“ lächelte Margarete.

Doch das Kind verdoppelte augenblicklich seine Stimme und wiederholte den Ruf. Wieder blieb alles still . . . Da schluckte die Kleine ein paarmal zornig und schrie so heftig ein drittes Mal den Namen, daß Margarete erschrocken und begütigend über das blonde Haar strich.

Da aber fiel plötzlich ein bisher nicht vorhandener langer Schatten auf die kleine Waldwiese, die das Haus umgab. Und immer deutlicher trat eine menschliche Gestalt aus dem Dunkel des Walbrandes hervor. Endlich stand sie mondumflossen im Freien — und es war wirklich Binzenz. „Guten Abend!“ sagte er freundlich.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Margarete streng, ohne den Gruß zu erwidern.

„Das kann ich so laut nicht rufen, Fräulein Dr. Derneggen!“ klang es zaghaft aus dem Mondschein herüber.

Margarete zögerte. Dann rief sie dem Blonden zu, er möge zur Haustür kommen; sie werde aufschließen.

Das Kind hatte den ganzen Vorgang mit lebhafter Spannung verfolgt, nachdem beim Erscheinen des Blondens ein triumphierendes Lächeln den kleinen, strengen Mund befriedigte. Nun sprang es rasch vom Stuhl herab und lief hinter Margarete her, als diese hinabging, um dem Störenfried zu öffnen.

„Ist denn etwas geschehen?“ empfing Margarete den Blondens ungeduldig an der Tür.

„Nein, nein — gottlob nicht!“ beschwichtigte Herr Binzenz und ließ rasch einen glänzenden Blick über die Kleine streicheln. „Aber ich fürchte, daß etwas geschehen könnte . . .“

„Kommen Sie herein!“ sagte Margarete. „Wir können hier nicht stehenbleiben; Ulrike würde sich erkälten.“

Der Blonde vergaß auch in dieser vorgerückten Stunde nicht die Gebote des Anstandes, sondern klopfte erst umständlich seine Stiefel ab, ehe er in das Haus trat.

„Also: Was fürchteten Sie, Herr Binzenz?“

„Ich hatte mich bereits zur Ruhe begeben“, holte der Blonde aus. „Der Meister ist fort und wird wohl eine Zeitlang fernbleiben . . . Ich war also ganz allein im Haus. Die Nacht umgab mich . . . Bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Ich muß Ihnen das ausführlich beschreiben, damit Sie meine Unruhe begreifen, die mich plötzlich überfiel. Ich dachte nämlich auf einmal an Ulrike — und natürlich auch an Sie!“ beeilte er sich hinzuzufügen. „Ich dachte also an Sie beide, wie Sie da ganz allein in der Försterei schliefen. Und da bekam ich eine große Angst. Ich malte mir aus, wie Bösewichter davon gehört haben könnten und einen Überfall vorbereiteten. Und kein Nachbar weit und breit, der Ihnen zur Hilfe eilen könnte . . . Kurz, ich hatte die grausigsten Bilder vor Augen . . .“

„Ach, Herr Binzenz“, unterbrach Margarete ihn verzweifelt, „hätten Sie doch lieber geschlafen! Nun haben Sie uns nur um unsere Ruhe gebracht, und wir stehen hier und frieren!“

„Sie nehmen die Sache zu leicht!“ warnte der Blonde bestimmt. „Ich werde kein Auge zutun können, wenn ich das Kind so ohne männlichen Schutz weiß.“

„Ja, was sollen wir denn machen, Binzenz?“

„Einen Mann ins Haus nehmen, Fräulein Dr. Derneggen!“ Margarete stand ein wenig betroffen vor dieser entschiedenen Forderung. „Einen Mann? Das ist leicht gesagt, Binzenz!“

„Nun — ich bin auch ein Mann!“ gestand der Blonde nach einem kurzen inneren Kampf. „Ich bin bereit, in die Försterei zu kommen. Am Tage kann ich Arbeiten verrichten — und in der Nacht ist dann ein Mann im Haus.“

„Ja — aber, Binzenz, dürfen Sie denn Ihren Herrn im Stich lassen?“

„Der braucht mich nicht! Das weiß ich gut . . . Es ist nur wegen des Kindes, daß ich ihm nützlich bin. Ich habe es doch von ganz klein auf erzogen. Und jetzt ist der Meister auch gar nicht zu Hause; ich fürchte, er bleibt Wochen fort. Soll ich denn nun ganz allein in der Döbbertunge hausen? Das halte ich nicht aus!“

„Das verstehe ich vollkommen, lieber Herr Binzenz. Aber warum haben Sie das nicht gleich gesagt, anstatt uns mit Bösewichtern und Räubern zu erschrecken?“ sagte Margarete, mit einem leichten, milden Vorwurf als Übergang zum Frieden. „Gehen Sie also in die Wohnstube! Ein Bett kann ich Ihnen leider nicht sogleich verschaffen; aber ich will Ihnen einige Kissen auf die Ofenbank legen. Das hätten wir ja bei Tage alles besser besorgen können . . . Das sehen Sie wohl ein?“

Der Blonde lächelte entwaffnend und schien bereit, alles einzusehen, was jetzt von ihm verlangt würde. Er beugte sich rasch zu der Kleinen hinab und klopfte ihre Wange. „Ja — der Binzenz! Wie? Was sagst du dazu?“ fröhlockte er mit unterdrückter Stimme.

Das Kind sagte nichts dazu. Aber es lächelte zufrieden und stolz. Die kleine Weibseele fühlte sich zweifellos geschmeichelt und hatte anscheinend schon ein aufdämmerndes Verständnis für die kühnen Beweise eines ergebenen Anhängers . . .

In natürlicher Folge dieser gestörten Nacht schliefen sowohl Margarete als auch das Kind bis in den hellen Morgen hinein. Aber sie wurden wohl beide sogleich beim Erwachen an das Erlebte erinnert. Denn ein brenziger Holzgeruch war bis in

ihre Zimmer heraufgedrungen und verriet den bereits tätigen neuen Haushbewohner.

Herr Binzenz war allerdings schon seit dem Morgengrauen lebendig, hatte sich in aller Stille im Haus umgesehen, in der Küche das vorhandene Material zur Bereitung eines Frühstücks untersucht und es schnell durch einen Gang zum Bäcker in der Stadt ergänzt.

So fand Margarete, als sie mit dem Kind herunterkam, den Tisch in der Wohnstube freundlich gedeckt. Sie mußte gestehen, daß Herr Binzenz seine Störung reichlich wiedergutmacht hatte; wie überhaupt sein Einsatz bei näherer Betrachtung gar nicht so töricht war. Margarete hatte noch keine Gelegenheit gehabt, eine ständige Hilfe für ihren neuen Haushalt einzustellen. Sie glaubte, auch in den folgenden Tagen noch Zeit genug zu haben, die nötigen Kleinigkeiten selbst zu besorgen; denn ihre ärztliche Tätigkeit brauchte wohl noch eine Weile, um Boden zu gewinnen. So gedachte sie, die Hilfe für ihren kleinen Haushalt zunächst noch zu ersparen. Nur war die Frage unversehens und zweifellos fürs erste glücklich gelöst.

„Du bist doch eine kleine Prinzessin!“ lobte sie das Kind. „Bringst gleich deine Dienerschaft mit!“

Im Lauf des Tages sollte es sich aber erst recht als nützlich erweisen, daß Binzenz im Hause war. Da kam nämlich ein Mädchen von der Stadt herauf, fragte über den Baum, wo alle im Garten beschäftigt waren, ob hier die Ärztin wohne. Und als Margarete, die unter der Leitung von Binzenz soeben die von ihr besonders geliebten kleinen Mauergewächse einsäte, nach den näheren Wünschen des Mädchens fragte, nannte es den Namen einer Dame, die ihren ärztlichen Besuch wünsche. Hier war der sonst so üble Nachteil der Kleinstadt, daß jeder fremde Name alsbald in aller Mund war, anscheinend von beruflichem Nutzen.

Margarete machte sich schnell fertig, während das freude Mädchen wartete, um sogleich mit dieser in die Stadt hinunterzugehen.

Beim Betreten des zweifellos reichen Hauses, wohin die Botin sie geleitete, begrüßte sie als erster der Oberst Holle. Er klärte sie rasch darüber auf, daß die Dame des Hauses inmitten ihrer Teegeellschaft von einer gesundheitlichen Störung befallen sei und er sich daraufhin erlaubt habe, die neue Ärztin des Städtchens zu erwähnen. Die Dame sei für die Anregung recht dankbar gewesen — und so weiter . . . Ubrigens werde er hier im Vorraum warten. Vielleicht dürfe er Fräulein Dr. Derneggen dann heimbegleiten?

Obwohl die gesundheitliche Störung bei der alten Dame außerordentlich harmlos war und durch ein kleines Mittel behoben werden konnte, dehnte sich Margaretes Besuch ziemlich lange aus. Sie mußte erzählen, woher sie kam, was sie vor habe und ob sie von neuesten Fortschritten der Medizin zu berichten wisse.

Margarete war bald im Bilde, daß sie es mit einer jener reichen, unbeschäftigt alten Leute zu tun hatte, die ihren Einfluß auf ihre Umwelt schwinden sahen und sich nun durch allerlei gehetzte Gebrüder noch ein wenig interessant zu machen versuchten. Man brauchte nur höflich darauf einzugehen, und man hatte die besten Förderer in ihnen gewonnen. Margarete fühlte diese gegebenen Möglichkeiten, aber sie hatte nicht die Gabe, so recht davon Gebrauch zu machen.

Immerhin schien die alte Dame sehr zufrieden mit ihr zu sein. Sie war anscheinend eitel genug, um auch in unumgänglichen Höflichkeiten sogleich Huldigungen zu sehen.

„So zäh muß sich der Erfolg aufdrängen, wenn es bergauf gehen soll! dachte Margarete. Wenn man Glück haben soll, dann wird alles Gold, was man anfaßt!“

„Sie lächeln? Sie sind befriedigt?“ sagte Holle und kam ihr angeregt entgegen, als sie wieder den Vorraum betrat. „Ich freue mich außerordentlich, Sie bei der einflußreichsten Dame unserer Stadt eingeführt zu haben!“

„Das hätte ich Ihnen sagen sollen!“ lächelte Margarete. „Nun haben Sie mich um die beste Wendung gebracht!“

„Wenn Sie nur einen ganz kleinen Grund haben, sich meiner angenehm zu erinnern!“ antwortete er, während sie an ihm vorbeiging durch die Tür, die er hielt. „Jetzt sind Sie versorgt!“ begann er im Freien von neuem den Fall zu beleuchten. „Sie sind beneidenswert! Unsere sämtlichen Damen werden Sie nun in ihre Familien ziehen; denn Ihre neue Patientin gilt als tonangebend.“

„Ich kann mir nichts Besseres wünschen, als daß Sie recht

behielten!" versuchte Margarete, ihm nochmals zu danken. Aber sie hatte das Gefühl, daß Holle diese Worte wie eine Kupfermünze übersah. Sie gab es danach auf, in ihren Dankesbezeugungen Schritt zu halten mit seinen glänzenden Voraussagen, und ließ es sich widerstandslos gefallen, daß Holle immer begeisterter ihr glückliches Los bewunderte.

Auf diese Weise legten sie den Weg zurück und standen endlich vor dem Forsthaus. Margarete hatte von ihrem Besuch und auch von Herrn Binzenz flüchtig erzählt, und so war ihr Begleiter im Bilde, als bereits von weitem jene beiden im Garten der Försterei sichtbar wurden. Der Blonde war damit beschäftigt, Spalierlatten an der Südseite des Hauses zu befestigen, und die Kleine stand am Fuß der Leiter und reichte ihm Nägel.

"Ich möchte dort Pflanzen pflanzen", erklärte Margarete ihrem Begleiter, der stehengeblieben war, um das ganze Bild entzückt zu betrachten.

"Sie Glückliche!" flüsterte er. "Sie haben alles, was man nur wünschen kann!"

Er zögerte keinen Augenblick, als Margarete ihn aufforderte, nun auch das Häuschen innen anzuschauen. Sie gingen mit einem freundlichen Zuruf an den beiden Fleißigen vorüber. Binzenz, der keinen Hut aufhatte, den er grüßend hätte abnehmen können, warf statt dessen die blonde Haarsträhne, die ihm, wie immer, über dem Auge hing, mit einem respektvollen Ruck des Kopfes in Ordnung.

Wie zu erwarten, versegte das behagliche Innere des Häuschens den Obersten erst recht in Begeisterung. Margarete war allerdings ehrlich genug, um an Herrn von Plagge zu erinnern, auf den die ganze Instandsetzung zurückzuführen sei.

"Ja — der gute Plagge!" lachte Holle, ein wenig unfrei. "Sie haben es ihm angetan . . . Ich habe ihn noch nie so angeregt gesehen wie neulich in Ihrer Gesellschaft. Er ist auch noch niemals so lange bei uns geblieben wie an jenem Abend . . ."

"Das möchte ich lieber überhört haben!" antwortete Margarete nach einem reichlich peinlichen Schweigen. "Ich bin nicht gewohnt, solcherart beobachtet zu werden."

Er schwieg betroffen. Dann sagte er gedämpft: "Ich bedaure sehr . . . Sie haben vollkommen recht! Ich erschrecke sogar darüber, wie sehr Sie recht haben . . ." Er trat zum Fenster und schaute eine Weile nachdenklich hinaus. Als er sich wieder umwandte, schien jenes Krampfhafteste aus seiner Haltung verschwunden, das ihm bisher angehaftet hatte. "Man merkt es offenbar selber nicht, wie sehr man zum 'Kleinstädter' wird, Fräulein Dr. Derneggen! Ich sage nun schon seit Jahren hier ohne Inhalt und Beschäftigung. Man redet beim einen Tee, was man beim andern hörte. Man pflegt eine Art Geselligkeit, damit die Zeit ihre Einteilung erhält; und schließlich wird man — gnädig ausgedrückt — redselig."

Margarete schaute den Sprecher dieser Worte an und erkannte den stets angeregten und lebhaften Holle nicht wieder. "So weit brauchen Sie nun doch nicht zu gehen", beschwichtigte sie seine Selbstanklage.

Er aber breite sich nun vollends von einem — wie es Margarete plötzlich erschien — lange angestauntem Groll gegen sich selber. Er nannte sein Leben „verflüttet“. Seit er die Uniform nicht mehr trage, seit er Wien, seit er Österreich verlassen habe, lebe er sinnlos dahin — nur in der Hoffnung, daß es noch einmal besser werden könne, daß man noch einmal zur Geltung komme und etwas leisten müsse, daß man den Waffenrock noch einmal tragen dürfe, diese geliebte und teuer erkaufte Ehre. Wieviel Zwang hatte man sich um dieses Vorranges willen auferlegt! Welch unerbittlichen Gesetzen hatte man sich unterworfen, welche Grenzen anerkannt, die es für einen Bürger niemals gab! Der Verlust eines solch hoch erkauften Ranges verschmerzt sich nicht. Wie ein weidwundes Stück Wild habe man sich in die Stille zurückgezogen und glaube verbissen an ein Wiederhochkommen. Aber die Zeit verging — und man wurde zum stumpfen Rentenempfänger, zum „redseligen Kleinstädter“. Er lachte bitter.

Margarete wußte nicht, was sie mit diesem erregten Mann anfangen sollte. Am besten war es wohl, ganz still zu bleiben und abzuwarten, bis sich der überreizte Ausbruch von selber erschöpfte. Sie ließ sich unwillkürlich in einen Sessel nieder.

"Ja — sezen wir uns!" schloß Holle seine Bekenntnisse und ließ sich ebenfalls auf einen Stuhl fallen.

"Ich konnte nicht ahnen, daß ich an solche Dinge gerührt hätte", sagte Margarete leise.

"Sie brauchen gar nichts zu bedauern! Vielleicht gaben Sie nur den letzten Anstoß? Was mich so aufgerüttelt hat und mir mein graues, arbeitsloses Dasein so recht vor Augen hielt, das war vielleicht allein schon der Anblick Ihrer Persönlichkeit. Von Ihnen geht so viel starkes, tätiges Leben aus, daß jeder wohl seine Schwächen um so deutlicher fühlt in Ihrer Gesellschaft."

"Ja, ich verstehe Sie jetzt vielleicht besser, Herr Oberst, als Sie vermuten. Aber ich muß gestehen: Ich hatte bisher gerade bei Ihnen den Eindruck eines durchaus befriedigten Lebens. Ihr ganzes Haus trug dieses Gepräge — Ihr Familienleben erschien mir vorbildlich — Sie haben eine junge, liebenswerte Tochter . . ."

"Jo: Agathe ist mein Sonnenschein — das ist wahr!" unterbrach sie der Oberst. "Aber mit ihrer lebhaften Gefühlswelt verzehrt sie sich ebenfalls in dieser Sorge. Fragen Sie mich nun nicht, warum wir denn unsern Wohnsitz hierherverlegten? Wir sind wegen meiner Frau hierhergezogen: Sie erbte das Haus, in dem wir jetzt wohnen; und wir haben allen Grund, diesen Vorteil zu nutzen."

Margarete erschrak bei diesen letzten Worten von neuem. Obwohl sie ganz gelassen gesprochen waren, schien es darunter düster zu schwelen von Unterdrücktem.

Allerdings fand er gerade nach diesen Worten seine Fassung restlos wieder. Er wirkte fast ernüchtert und bemühte sich nun ein wenig hastig, das Vorausgegangene zu verwischen. "Verzeihen Sie, wenn ich mich in Ihrer Gegenwart allzu heftig erfreut habe!" sagte er, mit einem Versuch, seinen alten verbindlichen Ton wiederzufinden.

"Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Herr Oberst! Mein Beruf hat mich daran gewöhnt, vieles zu erfahren, was die Menschen sonst verborgen."

"Ja — das wird es sein!" ergriff Holle lebhaft diese Gelegenheit. "Sie flößen Kraft Ihres Berufes ein gewisses Vertrauen ein; man hat ein Gefühl unbedingter Verschwiegenheit . . . Nicht wahr — da gibt man sich ganz anders?"

Sie kam ihm noch weiter zur Hilfe, indem sie ihm ihre Hand reichte. "Und damit will ich alles vergessen, wovon Sie sich befreit haben! Nicht wahr? Ich will Sie wieder als den zufriedenen, heiteren Menschen sehen, als den ich Sie kennenlernte! Solch trübe Anwandlungen gehen vorüber."

"Sie haben an mir einen Freund gewonnen!" sagte er in seiner alten impulsiven Art und erhob sich aufatmend. "Ich habe da eben einen Gedanken: Sie sollen erfahren, wie groß mein Interesse an Ihnen ist!" —

Was es mit dieser letzten Andeutung auf sich hatte, erfuhr Margarete bereits in den nächsten Tagen. Sie erhielt eines Morgens die Aufforderung ihrer ersten gewichtigen Patientin, im Lauf des Tages zu einer Besprechung bei ihr zu erscheinen.

"Wir pflegen seit vielen Jahren eine ausgedehnte Wohltätigkeit", begann die alte Dame schon bald nach der Begrüßung mit jenem Eifer, den unbeschäftigte Leute für jede Unterbrechung ihrer Langeweile an den Tag legen. "Ich weiß nicht, ob Sie schon davon gehört haben? Gleichviel: Ich führe den Vorstand unserer Vereinigung. Aber meine angegriffene Gesundheit läßt mich schon eine Weile nicht mehr so tätig sein, wie ich es gern möchte und wie es auch nötig wäre. Da brachte mich gestern mein geschätzter Mitarbeiter Oberst Holle auf einen Gedanken. Also hören Sie! Wir tragen Ihnen gegen eine feste Vergütung die Fürsorge unseres Vereins an. Dadurch hoffen wir Damen, entlastet zu werden. Jeder unserer Armen soll sich sogleich an Sie wenden, und obendrein machen Sie einmal im Monat die Runde bei allen von uns Unterstützten, um, wo es nötig ist, aufzuklären und zu beraten. Dadurch hoffen wir, den allgemeinen Gesundheitszustand wesentlich zu heben und manche Ausgaben einzusparen. Wenigstens hat Oberst Holle sehr auf diesen Vorteil hingewiesen, der unsern Entschluß natürlich wesentlich erleichtert."

Die alte Dame, in ihrer Eigenschaft als Vorsteherin ihres Vereins an Reden gewohnt, sprach auch diesen Antrag in flüssiger Form, wodurch das Ganze einen gewissen amtlichen Stil erhielt.

Margarete, ebenso überrascht wie erfreut, vermochte dagegen nur ein paar Worte des Dankes zu sagen, die aber der alten Dame vollauf genügten. Sie schien sogar froh, sogleich wieder zu Wort zu kommen, und entwickelte ausführlich den ganzen Plan.

Es bedurfte von Seiten Margaretes gar keiner Überlegung,

diesen Antrag zu ergreifen, der ihr nicht nur eine gewisse Grundlage ihrer Einkünfte gewährleistete, sondern zu ihrem Bekanntwerden auch wesentlich beitragen würde. Nur der Form halber bat sie, den Vertrag, der von der Dame bereits entworfen, in aller Ruhe durchsehen zu dürfen, um schon am nächsten Tag endgültig dazu Stellung zu nehmen.

Als sie dann langsam wieder ihrem stillen Häuschen entgegenstieg, überkam sie erst die ganze Freude über diesen unerwarteten Erfolg. Es wurde ihr wahrlich recht leicht gemacht an diesem Ort! Hatte der gute Holle nicht recht, daß sie beneidenswert sei? Gewiß: Er besaß seinen guten Anteil daran. Aber auch sonst war ihr alles gewogen. Sie fand ein eigenes Häuschen bereit, ein liebes Kind verschonte ihr den Anfang, ein freiwilliger Diener stellte sich ein, die einflußreichste Dame ließ sich für sie erwärmen; wo sie hinschaute, zeigte sich das Leben freundlich und verheißungsvoll. War es die Heimat, die in allem heimlich für sie wirkte? Waren es die Kräfte dieser Erde, die segnend zu ihr aufstrahlten? Ulrich von Plagge hatte es ja einmal gesagt: "Die Erde, in der unsere Toten ruhn, ist uns treuer als alles."

Beim Betreten des Forsthauses fand sie dort einen gelinden Aufruhr vor. Binzenz hatte einen hochroten Kopf, und aus der Stube klang ein lebhafter und gewichtiger Wortschwall des Kindes. Durch die offenstehende Tür sah Margarete die Kleine mitten in der Stube in einem gravitätischen Sesselchen sitzen. Vor ihr stand ein ebenso zierlicher Tisch mit geschwungenen Beinen. Das Kind führte ein eifriges Selbstgespräch, klopfte mit der flachen Hand zwischendurch auf das Tischchen und ahmte anscheinend das Benehmen von Erwachsenen nach.

"Kurz, nachdem Sie fortgingen", flüsterte Binzenz neben Margarete, "kam ein Wagen von Schloß Buchen und brachte diese Sache für Ulrike und auch noch einen Brief. Hier!" — Margarete nahm diesen Brief, trat aber, bevor sie ihn öffnete,

erst in die Stube, um die Freude des Kindes durch ihr Mitbewundern noch zu steigern. Dann las sie das kurze, aber sehr freundliche Schreiben, darin Ulrich von Plagge bat, sie am nächsten Abend mit seinem Wagen abholen zu dürfen für ein Zusammensein im Jagdhaus, daran auch ein paar benachbarte Plaggesche Familienmitglieder teilnehmen würden.

Sie merkte aus der Sprache des Briefes ein herziges Be- mühen, das letzte Zusammensein im Forsthaus unwirksam zu machen und an seine Stelle eine schönere Erinnerung zu setzen. Es konnte für Margarete keine Veranlassung bestehen, die freundlich hingereichte Hand zu übersehen — wenn sie sich auch vornahm, möglichst zurückhaltend zu bleiben, damit Plagge sich nicht wieder zu einer Einmischung in ihre eigenen Angelegenheiten verleiten ließe.

Unter solchen Gesichtspunkten fasste sie ihre Antwort an ihn, darin sie die Einladung dankend annahm. Auch im Namen des Kindes schrieb sie ein launiges Briefchen, das Ulrike eigenhändig unterzeichneten mußte. Überbringer der Sendung war Binzenz.

Am nächsten Abend bemerkte das Kind sogleich die besondere Vorbereitung. Als Margarete in ihr Zimmer hinaufging, folgte die Kleine nach einer Weile bedächtig und schaute von der Tür aus aufmerksam zu. Margarete bemerkte sie erst nach einiger Zeit durch den Spiegel, als sie sich vorneigte, um den Schmuck umzulegen. Wenn sie das tat, dann stiegen immer noch die Erinnerungen an Jan van Ekeris, an das Engadin mit auf. Und sie war mit ihrem Bewußtsein nicht recht zugegen. So kam es, daß sie der Nähe des Kindes zuerst gar nicht gewahr ward und fast etwas erschrak beim Erkennen der kleinen Gestalt. Dann aber war es ein glückliches Aufatmen, mit dem sie Ulrike zu sich rief. Auch die Gegenwart war ja schön — und kam draußen der Wind nicht von den Gletschern der Bernina, so rauschten dafür die heimatlichen Wälder.

(Fortsetzung folgt)

Luftalarm!

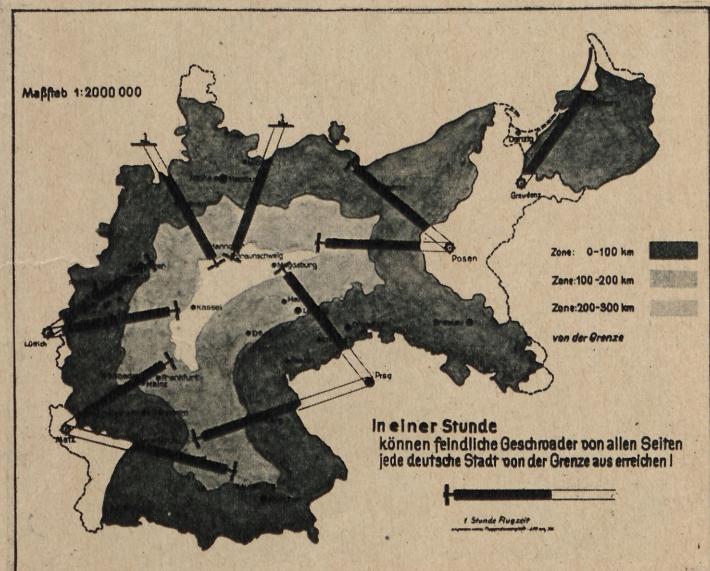
Von Günther Klaus

Es gibt heute wohl niemand mehr, der nicht die Notwendigkeit eines Schutzes der Bevölkerung, unserer hohen, einfach unerschöpflichen Kulturwerte und unserer lebenswichtigen Wirtschaftszweige für dringlich hält. Die gleichen Erwägungen sind es, die alle europäischen Staaten — von Norwegen bis Italien, von den Pyrenäen bis zum Ural — veranlaßten, mit voller Energie auf einen ausreichenden Schutz der Zivilbevölkerung hinzuarbeiten. Beachtenswerte Erfolge sind hier schon erzielt worden. Der größte der mit der Durchführung des Luftschatzes betrauten Verbände ist wohl der russische Osoaviachim, der Millionen Mitglieder erfaßt, und die polnische Luftschatzliga, die bereits weit über 100 000 Mitglieder zählt. Niemand nimmt eben an, daß die 7000 Kriegsflugzeuge der mittel-europäischen Staaten nur für den Schrotthaufen gebaut wurden.

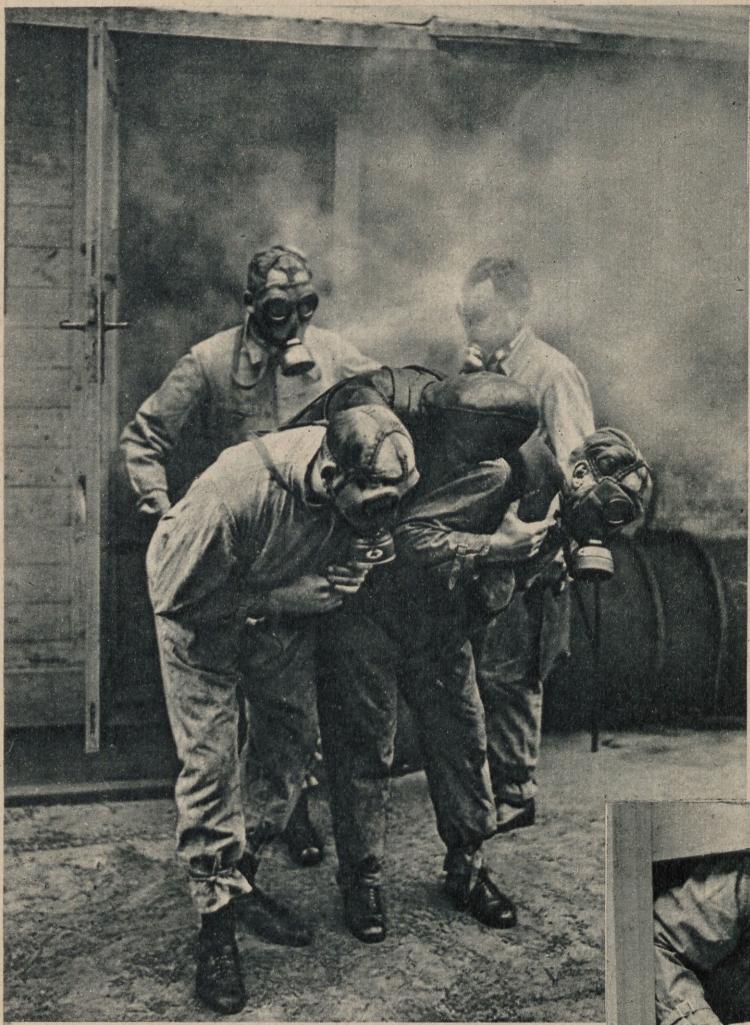
In den einzelnen Ländern haben sich diese Organisationen im Aufbau wie in ihren Plänen, stets den besonderen Bedürfnissen angepaßt. Es ist ganz erklärlich, daß Norwegen, bedingt durch seine natürlichen Grenzen, die See und das Gebirge, seinem Luftschatz ein anderes Gepräge geben wird als die Sowjet-Union mit ihren offenen Grenzen und riesigen Entfernnungen. Auch muß man berücksichtigen, daß ein stark industrialisiertes Land leichtere und willkommene Angriffsziele bietet als ein anderes. Andererseits können Meere und

schwer überfliegbare Gebirge guten Schutz bieten. Alle diese Faktoren zusammen betrachtet ergeben die "Luftempfindlichkeit" eines Landes. Prüft man hiernach die Deutschlands, so kommt man zu dem Schluss, daß wir eines der empfindlichsten Länder Europas sind.

Wir haben Kulturstätten von unschätzbarem Wert. Denken wir nur an die kostbaren alten Bauten Nürnbergs, Frankfurts, Königsbergs oder Marienburgs. Wir haben Wirtschaftszentren von einem Ausmaß zusammenhängender Siedlung im Ruhrgebiet, in Sachsen und in Schlesien wie kaum ein anderes Land.

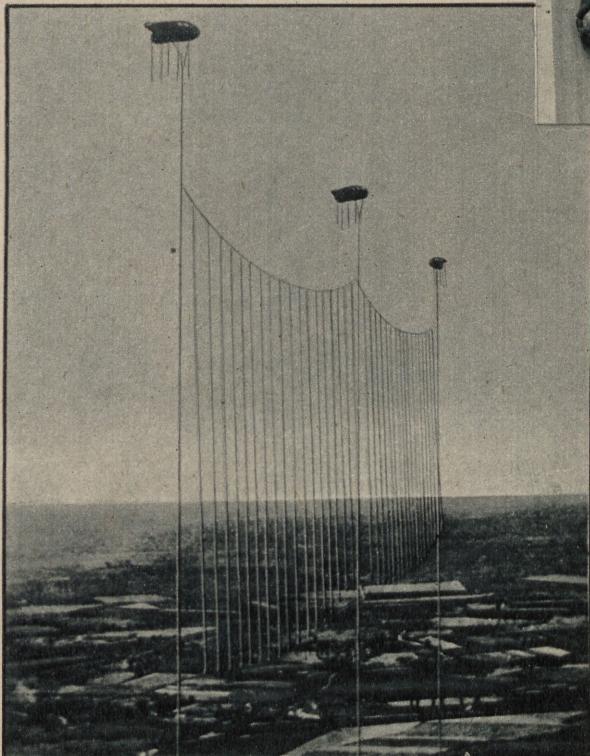


Deutschland ist infolge seiner geographischen Lage schwer bedroht



Rettungsversuch mit einer Lederpuppe

Rechts: Der Transport der Puppe im niederem Gang kostet manchen Schweißtropfen Aufnahmen: Scherl



Ballonsperre, ein erfolgreiches Abwehrmittel, dessen Netz die feindlichen Flugzeuge zum Absturz bringt

Fünfzig Großstädte über 100 000 Einwohner haben wir in Deutschland, dagegen finden wir in Frankreich nur 17, in Polen nur 11, in Belgien nur 4. In Deutschland wohnen auf einem Quadratkilometer 133 Menschen, in der Tschechoslowakei nur 97, in Frankreich 71, in Polen 70 und in der Sowjet-Union sogar nur 18. So zeigen uns die nächsternen Zahlen der statistischen Jahrbücher, daß wir im Vergleich zu unseren Nachbarn weit aus luftempfindlicher sind. Zudem nahm uns die Pax gallica Kriegsflugzeuge jeder Art und beschritt uns sogar die anderen Abwehrmittel in einer Weise, die — so paradox es klingen mag — direkt eine Bedrohung für uns darstellt. Auch das planmäßige Überfliegen deutschen Hoheitsgebietes durch Militärflugzeuge zweier Nachbarstaaten hat bei den Bewohnern der betreffenden Gegend nicht gerade freundschaftliche Gefühle erweckt.

Angesichts dieser Tatsachen ist es dann auch gar nicht weiter verwunderlich, daß der Deutsche Luftschutzverband, der im März 1932 aus dem Luftschutzverein und der Luftschuzliga gegründet wurde, heute bereits im ganzen Reich über Ortsgruppen mit zahlreichen angegeschlossenen Vereinen und Körperschaften verfügt. So hat diese Bewegung also die Grundlage gewonnen, die sie braucht zur Erreichung ihres Ziels: Schutz dem ganzen Volk!

Wie sieht dieser Schutz nun aus? Eine der jetzt häufig bei uns abgehaltenen Luftschutzübungen erklärt dies am besten:

Weit vorgeschoben gegen die mutmaßliche Anflugsfront des Gegners liegen die einzelnen Beobachtungstellen, still in der Nacht, abgedunkelt gegen die Außenwelt. Das Telefon, der Höhenmesser und der unformige Horchapparat sind die Ausrüstung. Ganz leise — dann stärker — und stärker kommt aus ihm plötzlich ein Summen! Tastend werden die riesigen Schallsänger gedreht, hierhin, dorthin. Jetzt ist die Richtung des Gegners erkannt, und sofort wird auch die Meldung an die Warnzentrale weitergegeben, in der schon von den anderen Posten die Meldungen einlaufen. Hier stehen über die seltsam eingeteilte Karte gebeugt die Leiter eines ganzen Luftschutzgebietes und verfolgen den Anflug des feindlichen Geschwaders. Es ist ganz



Hochklettern an einer Steigleiter im engen Schacht gehört zu den Luftschatzübungen

klar, daß die Industriestadt Z gemeint ist, aber auch der Eisenbahnknotenpunkt X ist, obwohl er abseits der Fluglinie liegt, bedroht. Die Warnungen werden an diese Orte durchgegeben, und nun arbeitet dort der präzise Apparat des Luftschutzes weiter. Die Gaswerke stellen, um die Explosions- und Brandgefahr einzuschränken, die Gaszufuhr ab. Die Elektrizitätswerke schalten den Strom aus. Die ganze Stadt liegt im Dunkeln, ein unsicheres Ziel für den Angreifer. Das Sirenenauto der Reichswehr und der Polizei heult durch die nachtstillen Straßen, auch die Fabriken und die im Hafen liegenden Schiffe beteiligen sich an der Alarmierung. Wie im Mittelalter beim Herannahen des Feindes dröhnen wieder die Glocken der Kirchen. Die Post benachrichtigt Fernsprechteilnehmer. Und während die Feuerwehr, die Sanitäts- und besonderen Luftschutzkolonnen zusammenentreten, geht der Bürger, der sich beizeiten um diese Angelegenheiten kümmerte, in den dazu vorbereiteten Häusler. Als Sitz und Ruhegelegenheiten dienen hier Feldbetten, Bänke und Stühle. Eine elektrische Dauerbatterie sorgt für Beleuchtung, deren mattes Licht auf die Deckenstümpfe und die bereitliegenden Werkzeuge fällt. Die fürsorgliche Hausfrau hat sogar in einem Thermos, den „er“ sonst ins Geschäft mitzunehmen pflegte, heißen Kaffee mitgebracht und in einem luftdicht verschlossenen Behälter etwas Lebensmittel. Inzwischen hat die Hausbrandwache ihre Stellung bezogen, die die Aufgabe hat, auch die kleinste Brandgefahr im Keime zu ersticken. So ist also gegen die Splitterwirkung der Brisanzbombe und gegen die Brandbomben vorgesorgt. Gegen die Gefahren der Gase hat man sich durch Gasmasken geschützt, und kleine Detektorkarten, die durch Verfärbung die geringste schädliche Menge gewisser Kampfstoffe anzeigen können, liegen bereit. Unterdessen ist draußen die Abwehr in Tätigkeit getreten. Die großen Arme der Scheinwerfer suchen fiebernd den Himmel ab, verbeissen sich in die Flugzeuge und lassen sie nicht auskommen. Kurz und trocken knallen die Schüsse der Flaks, in die sich das Rattern der Maschinengewehre mischt. Die Feuerwehr fährt durch die leeren Straßen um einen angenommenen Hausbrand zu löschen, Räumungstrupps des Luftschutzes arbeiten fieberhaft, um einen angenommenen Wasserrohrbruch abzudichten, und dazwischen sausen die Sanitätsautos zum Krankenhaus.

Wie man hieraus sieht, erfordert die Luftschutzharbeit die



Durch Freiübungen gewöhnen sich die Teilnehmer eines Kursus an die veränderte Atmung

Aufn. Scherl



Auch Pferde müssen sich die Maske gefallen lassen

M.-G.-Trupp im Schutz der neuesten Gasmasken



organisatorische Zusammenfassung bereits vorhandener Einrichtungen. Gleichzeitig muß die Bevölkerung mit allen Schutzmitteln vertraut gemacht werden, die z. T. bereits in ihren Haushaltungen vorhanden sind, oder die unsere leistungsfähige Chemie schuf.

Wie geht diese Ausbildung nun vor sich?

Jeder kann sich durch die Kurse auf den sogenannten Gaschutzschulen die notwendigen Kenntnisse zu eigen machen. Der Unterricht behandelt hier in einem

theoretischen und einem praktischen Teil alle den Luftschutz betreffenden Fragen: Zuerst wird der Teilnehmer mit der Wirkungsweise der Gasmäse vertraut gemacht. Er lernt sich durch Freiübungen und Bewegen im Übungsstollen an die veränderte Atmung unter der Maske gewöhnen. Dann folgen Rettungsübungen mit lebensgroßen Gummipuppen und zusammen mit anderen Teilnehmern Übungen mit Reizgasen in abgedichteten Räumen. Lernt der Betreffende in diesem Abschnitt des Unterrichts die Eigenheiten und die Bekämpfung der chemischen Kampfstoffe kennen, so wird er im weiteren Verlauf mit den für jedes Haus notwendigen Maßnahmen zum Schutz gegen Brand- und Brisanzbomben bekannt gemacht. Er sieht an Musterbeispielen die Herrichtung splitterfroher Hausecken und übt sich mit Sandimer, Schippe und Axt

in den Aufgaben der Hausbrandwache. Daneben behandelt eine umfassende Ausbildung die Therapien gegen die Wirkung der verschiedenen Gase. Erklärlicherweise ist der Andrang zu diesen Kursen groß, so daß bereits Unterteilungen notwendig geworden sind. Man erfaßt deshalb z. B. in der Gaschutzschule der Auergesellschaft in Oranienburg Drogisten gesondert, und wieder getrennt für sich werden die Frauen ausgebildet, denen ja oft in Abwesenheit der Männer die Ausübung des ersten Schutzes zufallen wird. Diese rege Teilnahme am Unterricht überzeugt uns, daß seine Notwendigkeit in immer weiteren Kreisen erkannt wird, und damit die Auffassung, daß Luftschutz zum großen Teil Selbstschutz ist.

Uns modernen Menschen muß die Mitarbeit am Luftschutz zur Selbstverständlichkeit werden.

Das Ei des Kolumbus

Erzählung von K. J. Grün

Sie waren auf der Rückkehr von der Erkundung von Anmarsch wegen in die vordersten Linien der Front in Galizien, unten an der Goldenen Bystriza. Die Sonne sangte den Rücken wie ein Plätzen. Die Feldflasche war längst leer und die Kehle so trocken wie die Reste im Brotheutel.

Mit dem Abend sollte die Patrouille wieder im Zeltlager sein. Der Leutnant sah auf die Uhr und meinte zu seinem Burschen: „Bis es dunkel wird, schaffen wir die paar Kilometer noch im Halbschlaf. Wir werden uns da vorne im Schatten erst mal eine Weile aufs Ohr hauen. Wie denkst du darüber, Sündenbock?“

Der „Sündenbock“ dachte darüber, wie damals so ziemlich alle Offiziersburschen dachten, wenn sie etwas von der faulen Haut hörten: „Einverstanden, Herr Leutnant!“

Den lockenden Schatten warf ein breitkroniger Baumriese auf eine Rasenfläche nicht weit von der letzten Strohdachhütte des Dorfes. Sündenbock entrollte die Deckenbandeliere, und die beiden streckten sich darauf aus.

„Wie bei Muttern“, stellte Sündenbock wie gewöhnlich fest, wenn sich eine Vergleichsmöglichkeit mit der Bärenhaut der Germanen an den Ufern des Rheins bot, die seine Heimat waren. „... Nur ein paar Daunenfederchen fehlen bloß noch“, folgte regelmäßig als Nachsatz.

Der „Sündenbock“ hieß mit seinem Familiennamen Adam. Aber seine Kameraden nannten ihn den „Sündenbock“.

„Wo ein Dorf ist, muß es doch auch Eier und Speck geben“, philosophierte Sündenbock nach einer Weile in das Schweigen hinein. Er stützte seinen Oberkörper hoch, trank den Feldstecher seines Leutnants aus und visierte den Fesselballon an, der wie ein Lehmklumpen auf dem diesigen Blau des Himmels zu kleben schien...

Da lachte es hinter dem Heckenzaun, der die Panjhütte umwallte. Zwei Mädchen mit Sicheln bogen in den Feldweg ein.

„Grüß mir das blonde Kind am Rhein, und sag ich käme wieder...“ summte Sündenbock mit ausgestreckten Armen halblaut vor sich hin. Die Linke hob das Glas wieder an und richtete es auf die beiden Näherkommenden. Die beiden Barfüßerinnen fühlten sich in das Blickfeld gerückt und lächelten und zierten sich und sahen sich neugierig an.

Der Sündenbock verstand sich aus angeborener Leichtblütigkeit und seemännischen Landerfahrungen schon etwas auf die weibliche Psyche. Er erhob sich und ging, immer den Feldstecher vor den Augen, auf die Bauernröschen zu, machte einen artigen Diener, gab ihnen höflich die Hand und bot der größeren Schwarzlockigen das Glas zum Betrachten des Fesselballons an.

Ein gedehntes „Aaaaah!“ bewies dem Sündenbock, daß er auf der richtigen Fährte war. Mit plätscherndem Wortschwall erklärte die Schwarze ihrer Begleiterin das optische Wunder, das sie geschaut hatte, den riesigen Fesselballon — so mußte man nach der Kreisbewegung ihrer Arme annehmen —, der doch so klein dort hinten zwischen Himmel und Erde hing.

Aber schon wartete der Cagliostro mit einer neuen Sensation auf. „Hokusokus, dreimal Fidibus!“ rief er mit betonter Feierlichkeit, schlug einen magischen Zirkel über dem Schaustück, drehte

es unbemerkt, wie weiland Kolumbus das Ei, um und ließ die Matka wieder Einblick nehmen.

„Ziuuah!“ kam die Antwort zurück. Sie starre mit weitgeöffneten Augen in maßlosem Erstaunen bald den rätselvollen Hexenkünstler, bald ihre wissbegierige Schwester an.

Sündenbock warf sich ins Zeug, als wollte er sagen: Wie stehe ich nun da?! Die zugreifende Hand der anderen wehrte er behutsam und galant ab und machte in Zeichensprache verständlich, daß die weitere Benutzung, die er als Abnutzung des kostbaren Instruments hinstellte, ein kleines Entgelt doch wohl wert sei.

Die beiden Dorfschönen hatten rasch begriffen, was er meinte, nickten begeistert zu, klopften ihm freudig auf die Schulter und waren wie der Wind weg...

Nach einer Weile umringte ein Flor ländlicher Schönen wie ein Kranz den Sündenbock. Daß da etwas Überirdisches mit am Werke war, ging aus den geheimnisvollen Zeichen und den seltsamen Formeln hervor, die der Mann gebrauchte, sooft er die schwarzen Rohre umdrehte.

Rede und Gegenrede schwirrten wie aufgescheuchte Taubenschwärme durcheinander. Immer und immer wieder mußte der Feldstecher von Hand zu Hand, von Auge zu Auge wandern. Immer und immer wieder besprach ihn der Sündenbock mit drohendem Zeigefinger, wenn eine versuchen wollte, ohne seinen Hokusokus das Weltbild willkürlich umzuschalten.

Schließlich war es Zeit zum Aufbruch, und der Leutnant eiste seinen Burschen aus der Skyla und Charhbdis der begeisterten Sehfrauen los. Im Weitermarschieren drehte sich Sündenbock noch ein paarmal fernstehend nach den Wintenden um. Eine von ihnen war inzwischen schon so weit im Bilde, daß sie ihre Hände röhrenförmig rundete, vor die Augen hielt und das Teufelsinstrument des fremden Soldaten nachahmte...

„Sag mal, Sündenbock, was hast du eigentlich für merkwürdige Händedrücke mit den jungen Damen gewechselt?“

„Harte natürlich, Herr Leutnant!“

„Harte? ... Geld? ...“

„Wo werde ich, Herr Leutnant! Ich habe es mit dem Ding des seligen Kolumbus gehalten. Jeder Blick in die Gegend kostete eine Kleinigkeit. Ein Eichen, von denen die ja eine Masse haben. Sechs Stück hat die Vorstellung eingebracht. Drei davon gehen an Herrn Leutnant für Leihgebühren ab. Bitte, hier! ... Uns tun sie wohl, und denen nicht weh.“

„Sündenbock! Sündenbock!“ drohte der Leutnant mit dem Zeigefinger, „... Mir scheint, du trägst deinen Namen nicht umsonst.“

„Was der Mutter dieser Evaftöchter im Paradies mit meinem Namensvater und einem Apfel recht war, Herr Leutnant“, holte Adam etwas weit über die Weltgeschichte aus, „... das darf mir doch zum mindesten billig sein. Billig war das Vergnügen doch. Denn Herr Leutnant haben ja selbst gesehen, wie die Damen sich über den Kniff des seligen Herrn Kolumbus gefreut haben. Was sind dagegen Hühnereier?“

Gegen diese Beweisführung wagte der Leutnant keine Einwendungen mehr zu machen.

Das goldene Grab

Novelle von Annie Francé-Harrar * Mit Zeichnungen von Irmgard Straub



ihres glühenden Sandes und des grellgelben schattenlosen Abendhimmels. Der kleine Apparat zum Goldwaschen, so ein zerlegbares Ding, das sie auf einem Wagen hergebracht haben, wirft einen scharfen schmalen Schatten, blau wie ein Saphir. In den ungeheuren Stacheldrähten geht ein heisses Rieseln um. Der Salzbusch spinnt ein bisschen eintöniges Grau über den roten Boden. Sonst ist da nichts, was an Pflanzen erinnert. Und der Kaffeegeruch, der aus dem kleinen Eisenherd kommt, ist zweifellos der erste Kaffeegeruch, den die trockene, windige Luft hier aufnimmt und weiterträgt. Irgendwo im Osten, anderthalb Tagemärsche weit, geht der beängstigend schnurgerade Schienengang der transaustralischen Bahn. Trifft man ihn nicht, dann findet man sich aus dem Busch nie mehr heraus. Denn die Einiformigkeit ist tödlich, sie betäubt und verwirrt die Sinne. Und die dumme, verstörte Ameise Mensch rennt dann verdurstend im Kreis, immerzu, bis sie sich niederlegt und nicht mehr aufsteht.

Der Junge, Martin heißt er, und die australische Sonne hat seine hellen Haare zu fahlen Strähnen ausgebleicht, sitzt da, hat das Kinn zwischen den Fäusten und brütet. „Ich muß!“ sagt er dann schließlich. „Es gibt einfach nichts mehr. Ich muß fort. Ende der Woche kommen Jack und Nell. Du hast keinen Schaden, du kannst mit ihnen weiterarbeiten. Der Claim ist gut. Wenn ihr noch ein bisschen Ostküste geht, da steht der grüne Granit unter der Schaufel an. Er bricht sich schwer, aber er ist reich an Gold. Ihr werdet hübsch was herausholen, denk ich.“

Mister O'Brenton seufzt. „Also da findet man einmal einen Miner, der was von Gestein versteht, weil er es richtig studiert hat, und dann geht er einem durch, wenn man vor dem besten Claim sitzt, den dieser Old boy weitum herausgeschlüpft hat. Was zum Teufel treibt dich denn weg? So sag' ein Wort! Hast du Fieber? Oder hat dich womöglich das Heimweh in den Klauen?“

„Ich hab' kein Fieber, und ich hab' kein Heimweh. Es ist ganz was andres.“

„Wenn du kein Vertrauen hast . . .“

„Nein, es ist nicht was mit Vertrauen. Zwei Jahre sind wir zusammen. Während der Dysenterie hast du mich gepflegt. Warum sollte ich kein Vertrauen . . . Herrgott ja, ich kann dir's ja schließlich auch erzählen. Frägt sich nur, ob du dann klüger bist als zuvor.“

Der andere füllt sich schweigend den Kaffeetopf und heizt dürre Gräser nach. In dem kleinen Ofen ist Knattern und Sprühen. Martin geht ins Zelt und kommt mit einer rostigen Blechschachtel in der Hand wieder.

s ist nicht schön von dir, daß du gehst!“

Der junge Goldgräber zuckt die Achseln. „Was soll ich? Was kann ich? Ich sag' ja nicht, daß ich gehen will. Oder gerne geh'. Ich muß einfach.“

Der andere — er ist auch Goldgräber, aber älter, erfahrener, gewissermaßen klarer über das, was das Leben ihm allenfalls bringen kann — macht ein zweifelhaftes Gesicht. Sie sitzen vor einem Zelt, und um sie brennt die australische Wüste. Brennt doppelt im Schein

„Bor ein Uhr steigt der Mond nicht auf. Ich hab' noch viel Zeit, ehe ich gehe.“

Dann trinken sie die schwarze heiße Brühe, denn der Abend sinkt, und vom Sand kommt ein kalter Hauch.

Der Junge öffnet die Schachtel bei der grellen Acetylenlampe, die wie ein weiszflackernder Stern knistert. „Da, schau dir das an!“

Mister O'Brenton neigt seine Bartstoppeln darüber. Er zieht ein Säckchen heraus. Goldstaub ist darin, es ist schwer — er wiegt es in der kundigen Hand; ein Kilo, vielleicht mehr. Als er das Ding wieder in die Schachtel tun will, sieht er ein paar vergilzte Blätter, die zu einem Notizbuch gehören.

„Und?“

„Das da hab' ich gefunden. Wie ich wieder einmal stöbern ging. Gar nicht weit von unserem Claim.“

„Hat ein Miner verloren. Wird ihm leid tun. Ist eine ganz hübsche Ausbeute.“

„Verloren, nein. Ein Schädel lag dabei, ein paar Finger von einer Hand. Ein hoher Stiefel, in dem noch ein paar Knochen steckten. Das übrige haben wohl die Dingos gefressen. Er hatte kein Wasser mehr. Die alte Geschichte.“

Der Ire sagt nichts. Das ist ja nichts Neues, daß ein Prospektork nicht wieder zurückkommt. Das wissen sie alle. Jeder, der in der australischen Wüste Gold suchen will, kann verdursten oder sonstwie zugrundegehen. Einmal muß man sterben. Liegt gar so viel daran, ob früher oder später? Jedenfalls ist das keine Ursache, daß sein Freund Martin plötzlich verrückt wird, alles hinwirft und davonläuft.

Der Junge sagt er ihm auch. Gleichgültig. Verständnislos, ein bisschen knurrig.

Der andere fährt nicht einmal auf. Obgleich er sonst so jähzornig ist. (Es muß also schlimm mit ihm stehen.) „Nein, das ist es auch nicht“, antwortet er mit einer sonderbar leeren und ausdruckslosen Stimme. „Sondern — der Schädel ist der vom Bruder meiner Mutter. Dem jüngsten. Den sie so geliebt hat. Den ich hier suchen sollte.“

Der andere bleibt hartfellig. „Schön. Du hast ihn gefunden. Und mußt du mich deshalb hier im Stich lassen?“

„Du verstehst das nicht“, sagt die leere und gedrückte Stimme. „Du verstehst das nicht, weil du es nicht weißt. Meine Mutter und mein Vater waren sich fremd. Möchten sich nicht. Eine



Heirat, die der Vormund zusammengebracht hat, um das Mündel loszuwerden. Sie liebte nur einen Menschen, den jüngsten Bruder. Er sie auch. Als er nach Australien ging, starb sie fast an dem Abschied. Fing erst langsam wieder zu leben an, als sie sicher war, daß ich, ihr Sohn, dem Bruder ähnlich wurde. Sie hat alles getan, diese Ähnlichkeit zu vertiefen und mir bis ins Blut einzuprägen. Vielleicht war sie gemütskrank. Aber sie hatte einen Willen, zäh wie ein Lianenseil."

Ein halber Ton im Nachtwind, sonst keine Antwort. Die Grasbüschel im kleinen Herd löschen aus. Da sinkt wieder die große, die unbeschreibliche Stille ein. Nur aus einem der unterirdischen Blaslöcher im Sand kommt ein langes, wehmütiges Seufzen.

"Dann hat sie ihn fortgetrieben. Damals begann hier in Westaustralien der erste große Goldboom. Sie war ganz sicher, er käme wieder, schwindelnd reich, angesehen, zu Höhen aufgestiegen, die sie, die kleine, beiderseitige Bürgerin, sich gar nicht richtig vorstellen konnte. Sie war besinnungslos romantisch. Kannte die wirkliche Welt nicht, wollte sie auch gar nicht kennen. Lebte in irgendeinem Zauberland, wo es meinen Vater nicht gab und keine Alltäglichkeiten. Es gibt Frauen, die so sind."

"Trotzdem sehe ich nicht ein . . ."

"Doch. Den Onkel Kurt hat sie hinausgehezt. Im besten Glauben natürlich. Ich hab' ihn wenig gekannt. War noch zu klein. Aber er war ganz behext von ihr, von ihren sanften und fanatischen Augen — so wie ich auch willenlos war ihr gegenüber. Sie meinte es so gut. Jeden Groschen sparte sie sich ab, erst für ihn, dann für mich. Ich glaube, er hat gar nicht fortgewollt. Später, bei irgendeinem Streit, schrie mein Vater sie an, sie hätte ihn Beamter bleiben lassen sollen. Dazu hätte so ein verschlafener, weichlicher Mensch am besten getaugt. Der Vater ist hart, aber er hat einen klaren Kopf. Er sieht die Dinge, wie sie wirklich sind. Wahrscheinlich hat er recht gehabt. — Der Onkel Kurt hat ein paarmal an Mama geschrieben, dann nicht mehr. Sie weinte und versteckte die Briefe. Es hat niemand erfahren, was darin stand."

"Aber in den Zetteln steht es?"

"Ja. Nicht viel. Nur, daß ihm ein solches Prospektorleben schrecklich war, daß er Angst hatte und von Australien wieder weg wollte. Der Goldstaub war alles, was er zusammenbrachte. Er hatte nicht viel Glück. Wie gesagt, er war wohl kein Weltenreisender, nicht einmal ein tauglicher Goldgräber. Mama hat das alles bloß in ihn hineingedichtet. Aus übermäßiger Liebe."

"Na, und was geht das alles dich an? Das ist doch eine ausgespielte Partie. An der kann niemand mehr was ändern."

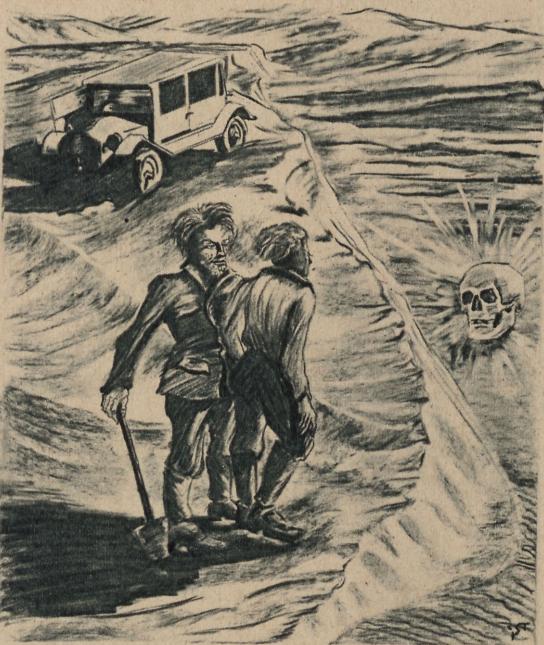
"Doch. Sie ist noch nicht ausgespielt, obgleich der Onkel und meine Mutter tot sind. Sie hat mich doch ausgeschickt, ihn zu suchen. Tag und Nacht hat sie mir das vorgesagt. Du mußt ihn finden. Du wirst ihn finden. Du wirst nicht glücklich werden, ohne daß du ihn findest. Als sie starb, flüsterte sie — sie konnte kaum mehr sprechen —: Du gehst! Nicht wahr, du gehst! Bald! Du mußt gehen! Dein ganzes Leben . . . Dein ganzes Leben . . . Ich bleibe bei dir . . ."

"Du hast es versprochen?"

"Ja. Und jetzt habe ich mein Versprechen eingelöst. Und jetzt bin ich frei. Und — verflucht! — ich will endlich das Leben leben, das mir zukommt und zu dem ich tauge."

"Du bist aber doch nun mal Geologe."

"Ja, weil Mama es wollte. Sie war die allerbeste Mutter. Eine einzige Aufopferung. Sie konnte nicht anders. Nie ein böses Wort. Man mußte ihr gehorchen. Sie war so sanft, so gart, so unerbittlich. Sie war schon tot, als ich hier auf den Goldfeldern ankam. Aber ich fühlte sie noch immer, wußte sie bei mir, spürte, wie sie mich lenkte."



"Du sagst ja, sie hat's gut mit dir gemeint. Und ist das vielleicht nicht der famoseste Claim, den ich je gesehen habe?"

"Sicher. Aber das gehört . . . Du verstehst mich . . . Das gehört gar nicht zu mir. Das ist noch eine Sache Onkel Kurts. Gehst mich nichts an. Mit seinem Goldstaub und dem, was hier mein Anteil ist, komme ich hinüber. Es reicht sogar noch, daß ich mich habilitiere. Denn ich will in Deutschland bleiben. Ich möchte nicht das Ende Onkel Kurts . . ."

Der andere macht keine Einwände mehr. Wozu auch? Martin war ein guter Weggenosse und eine tüchtige, umsichtige Arbeitskraft. Von jetzt an wäre er es nicht mehr. Sein Herz ist weit weg. Er ist ein junger, starkköpfiger Mensch. Man muß ihn gehen lassen. So sagt er nur: "Ich meine, du solltest die ganze Känguruheule mitnehmen. Ich habe hier genug. Und tu Kaffee in deine Thermosflasche. Das ist am besten gegen den Durst."

Der Blonde reichte ihm die Hand. "Guter Kerl! Danke schön! Nicht wahr — du siehst ein . . ."

Aber nur der kalte Nachtwind gibt Antwort.

Nach vier Tagen — O'Brenton ist gerade beim Goldwaschen, und Jack und Nell sind noch nicht da — steht plötzlich ein Auto neben ihm. Und daraus springt Martin, der für immer Abschied nahm. Erster Gedanke: Er hat sich's doch anders überlegt! Zweiter: Verdammst, wie sieht der Junge aus!

"Läß das Zeug!" sagt Martin. "Ich muß mit dir reden! Etwas Wichtiges!"

Sie sitzen im Zelt, ein bisschen Dämmerung ist hier, die Worte jagen sich, bis auch das Gesicht des Älteren langsam zu glühen beginnt. "Du weißt, ich ging weg. Wollte zurück in die Heimat. Alles war hier für mich abgeschlossen. Nur die paar armseligen Knochen wollte ich noch einscharren, daß die Dingos sie nicht ganz verschleppten. Bei Tagesanbruch kam ich hin. Das gelbe Morgenlicht glänzte auf dem Schädel. Ich fing zu graben an. Da — Gold! Große Nuggets! Fünf, sechs. Darunter noch welche. Rein, gediegen. Wo ich mit dem Spaten hinschlage, klappt es. Ich — ganz verwirrt — seh' endlich die Aufzeichnungen nochmals an. Da steht es, ganz hinten, zwischen leeren Blättern — darum hatt' ich's übersehen — Onkel Kurt hat die Stelle entdeckt. War aber schon zu schwach, hatte kein Wasser, konnte nicht mehr weiter. Ist darüber gestorben. Hat aber noch alles aufgeschrieben, für den, der ihn irgendwann einmal findet."

"Und du?"

"Ich decke alles wieder zu. Fahre sofort nach Kalgoorie, lasse den Claim für mich eintragen, jage mit dem nächsten Zug zurück, verschaffe mir ein Auto. Da bin ich! Im Wagen ist alles, was wir brauchen. Komm mit! Wir lassen das hier. Du sollst auch deinen Teil haben. Es ist für uns beide mehr als genug."

"Also, wenn ich recht verstehe, weil du den Bruder deiner Mutter gesucht hast . . ."

Da wird der sonnenbraune Martin plötzlich ganz fahl. "Die Mutter", sagt er leise, "die Mutter! Hat sie das gewußt? Hat sie? Und wie? Wie war das möglich? Hat sie es nicht gesagt: Dein ganzes Leben . . . ?"

"Das wirst du nie erfahren."

Wie sonderbar ist doch s kalten nüchternen Mr. O'Brenton Stimme. "Komm, wir wollen hier zusammenpacken!"



Der Mann, der 70 Sprachen sprach

Von Paul Elbogen

Joseph Kaspar Mezzofanti war der Sohn eines Schreiners in Bologna und wurde 1774 geboren. Er besuchte eine Jesuitenschule, wo ein Südamerikaner, ein Spanier und ein Schwede seine Lehrer wurden, und diese drei Lehrer waren die ersten, von denen der Knabe fremde Sprachen lernte. Mit zwölf Jahren gibt man ihm, dessen Gedächtnis aufgefallen war, ein Werk des heiligen Chrysostomus in die Hand, um zu sehen, was er sich daraus merken könne; er liest eine Seite und vermag sie — lateinisch — ohne Fehler sofort zu rezitieren. Mit fünfzehn wird er Doktor der Philosophie, ist aber vom Studium so geschwächt, daß er es eine Zeitlang unterbrechen muß. Damals hatte er schon Latein, Griechisch und Hebräisch gelernt, was aber zu dieser Zeit jeder absolvierte Student können mußte. Nebenbei betreibt er auch Arabisch, Syro-Chaldäisch und Koptisch und lernt von einem aus Paris während der Revolution ausgewiesenen Priester in kurzer Zeit Französisch. Eine Woche bevor er zum Priester geweiht werden soll, reicht er ein Gesuch um die Lehrkanzel des Hebräischen an der Universität Bologna ein, von der eben ein Professor seiner Unfähigkeit wegen entlassen worden war. Als der dreizehnjährlige, blonde und dünne Kleriker sein Gesuch dem Grafen Marescalchi, Senator der Universität, überbringt, fragt ihn dieser, für wen es eingereicht werde, und als der junge Mensch erschrockt antwortet, es sei für ihn selbst, antwortet der Graf: „... Einen Esel haben wir soeben entlassen..., meinen Sie, daß wir gewillt sind, einen Knaben an seine Stelle zu setzen?“ Dennoch wird der Kandidat zu einer Prüfung aufgefordert. Nachdem er unzählige Quer- und Kreuzfragen, ohne zu zögern, auf hebräisch beantwortet hat, fragt einer der Herren, ob er denn auch eine oder die andere moderne Sprache beherrsche, und da Mezzofanti erröternd und schüchtern antwortet, er könne „ein wenig“ Französisch, Deutsch, Englisch, Spanisch, vergewissern sich die Prüfer durch Fragen in diesen Sprachen, die von dem jungen Doktor sofort erörtert werden, daß er mit dem „ein wenig“ zu beschließen gewesen sei. Die Professor, die er natürlich erhält, kann er aber nur kurze Zeit ausüben, da Napoleon alle papsttreuen Universitätslehrer absegen läßt. Jede freie Minute aber benutzt er, um die mit ausländischen Verwundeten aus den Feldzügen gefüllten Spitäler zu besuchen. Als Beichtvater gewinnt er das Vertrauen der Soldaten und lernt ihre Sprachen, ohne daß sie eigentlich merken, was seine Absicht ist. Meist gibt es keine Grammatik, und er lernt aus Gebetbüchern, Katechismen und durch Nachsprechen einfacher Sätze von den Österreichern: Tschechisch, Polnisch, Kroatisch, Slowenisch, Ungarisch, Rumänisch und allerlei Dialekte; Russisch aber von den russischen Offizieren, die ihm, ebenso wie ihr Oberstkommandierender, General Suwarow, jede Unterstützung bei seinen Studien angeleihen lassen. Damals lernt er von einem verwundeten Zigeuner die Anfangsgründe seiner Sprache, die er erst später aus den ersten Lehrbüchern vervollkommen sollte. 1803 wird er Bibliothekar, bald darauf Professor der orientalischen Sprachen. Diese materielle Unabhängigkeit ermöglicht es ihm, Persisch und Türkisch zu lernen. 1808 wird die Lehrkanzel aufgelassen, er muß Stunden geben, was ihn aber nicht hindert, angeregt von Schlegels Werk über indische Kultur, Sanskrit und andere indische Sprachen zu studieren. 1812 wird er auf die wieder eröffnete Lehrkanzel für orientalische Sprachen berufen und verwaltet zugleich die große Bibliothek.

Nun beginnen die Besuche aus ganz Europa, die bis zu seinem Tode nicht unterbrochen werden sollten; jeder Fremde, der Bologna betritt, will auch das „Sprachenwunder“ sehen. Lord Byron, einer der ersten, sagt über Mezzofanti: „... dieser Mann hätte zur Zeit des... babylonischen Turmes als... Dolmetsch leben sollen... Ich versuchte ihn in allen Sprachen, von denen ich auch nur einen Schwur oder Fluch kannte... und, bei Gott, er brachte mich selbst in meiner Muttersprache in

Verlegenheit“ (indem er Londoner Slangausdrücke kannte, die Byron fremd waren). — Als Kaiser Franz I. von Österreich 1819 Bologna besucht, müssen ein Deutscher, ein Ungar, ein Tscheche, ein Wallache, ein Illyrier und ein Pole vortreten, und mit allen unterhält sich Mezzofanti so geläufig, daß sie ganz verblüfft sind, einen Italiener in ihren Sprachen so fließend sprechen zu hören. — Ein Baron Zach aus Budapest, der gemeinsam mit einem russischen Fürsten Wolkonsky nach Bologna zur Beobachtung der Sonnenfinsternis 1820 kommt, schildert seine Begegnung mit dem „Sprachenwunder“: „Dieser außerordentliche Mann sprach mit mir zuerst Ungarisch... hierauf sprach er Deutsch, zuerst rein Sächsisch, dann im österreichischen Dialekt und Schwäbisch, mit so täuschender Nachahmung, daß ich hell auflachen mußte. Mit dem Fürsten Wolkonsky sprach er ebensogut Russisch und Polnisch. Auf meine Frage, wie denn Mezzofanti das Russische redete, gab der Fürst zur Antwort: „Ich wäre froh, wenn mein Sohn so gut spräche!“

Aber bei aller Tätigkeit beruflicher Art fand er Zeit, immer neue Sprachen zu lernen, etwa Armenisch oder Georgisch von einem seiner Studenten oder Wallfisch von einem zufällig für einige Zeit Bologna besuchenden Walliser. Ein tschechischer Oberst Nöbelga sagt zu dieser Zeit über ihn, er habe ihn für einen Landsmann gehalten und sei verblüfft gewesen zu hören, daß er Italiener sei, so akzentfrei habe er Tschechisch gesprochen. Man stelle sich vor! Tschechisch — und Italienisch! Die weichste und die härteste Sprache Europas!

Nachdem Mezzofanti die Einladung zweier Päpste, nach Rom zu kommen, abgelehnt hat, muß er sich endlich doch dem neuen Papst fügen, der das Sprachphänomen um sich haben will. Er bedankt sich für die Einladung mit den feinen Worten: „Es ist bekannt, daß ich viele Sprachen spreche, aber keine gibt es, ... in der ich das Wort finde, um auszudrücken, wie tief ich durch die Güte Eurer Heiligkeit berührt bin.“

Nun gibt es für den Sprachensüchtigen keine Hemmungen mehr: in dem „Collegium de propaganda fide“, wo Angehörige fremder Länder zu Missionaren ihrer Landsleute erzogen werden, findet Mezzofanti über vierzig Nationen verammelt, von denen er nach und nach die Sprachen lernt, die ihm in seiner „Sammlung“ noch fehlen. Einmal unternimmt er eine Reise nach Neapel, um einige junge chinesische Priester kennenzulernen und von ihnen Chinesisch zu lernen — überarbeitet sich aber und muß das Studium abbrechen; damals verliert er für Tage völlig das Gedächtnis. Im übrigen erlernte er in den letzten Jahren seines Lebens die Hauptsprachen des Ostens.

1838 verleiht ihm der Papst, der ihn mehrfach geehrt hatte, die Kardinalswürde. Als ihm dreiundfünfzig junge Missionäre in dreiundfünfzig Sprachen gratulieren kommen, antwortet er jedem von ihnen plaudernd in seinem heimatlichen Idiom. Vier Jahre vor seinem Tode studiert er noch drei Dialekte des baskischen: Suletinisch, Guipuzkoanisch und Luburdinisch. Als Mezzofanti, dessen Sprachtalent — wie Bunsen berichtet — mit seiner sonstigen Gelehrsamkeit durchaus nicht zu vergleichen ist, der also wohl Sprachenkönner, nicht aber Sprachenkenner und -forscher war, im Jahre 1849 starb, wurde eine Liste der von ihm, sicherer Zeugenaussagen gemäß, beherrschten Sprachen aufgestellt. Es sind mehr als siebzig. Hierzu müssen die Dialekte gerechnet werden, auch die seiner Muttersprache, und man kommt auf eine noch höhere Zahl.

Der psychologisch bemerkenswerteste Ausspruch Mezzofantis ist wohl der, den er auf die naheliegende Frage erwiderte, wie er denn in Sekunden sein Gehirn so rasch umstellen könne. Da lachte der Kardinal in seiner gütigen Art und meinte: „Haben Sie nie durch grüne Brillen gesehen? ... so habe ich für jede Sprache eine eigene Brille. Will ich Russisch sprechen, so greife ich nach der russischen — und alles erscheint mir sofort russisch..“



Die drei Fälle

Von Lorenz Strobl

Mit Zeichnungen von Erich Wilke

Schüchtern klopft es an der Tür.
„Herrrein . . .!“

Der Herr Generalarzt faltet das Morgenblatt zusammen.

„Wann der Herr Generalarzt erlauben . . . der Niederhammer Bäck bin i . . . Der Niederhammer Bäck von Unterhöttenbach . . .“

Ist ein gutes Stünderl von Untermühlthal weg . . . gegen Greidung zu . . . Das Postauterl packt die Streck leicht in einem halben Stünderl . . . und unser Wirt mit seinem Rennwagerl, wann er den Brandfuchs einspannt . . .“

„Und was haben Sie für Schmerzen?“

„Ja, woäst scho, Herr Generaloberarzt, seitdem mir die Teufelsfranzosen bei Baug in mein Arm einig'feuert haben, und dös war so . . . I und der Söllhammer Beni san neben-einander so dahing'rennnt . . . Sagt der Beni zu mir: Du Verl, sagt er zu mir, do wann uns ein Kügerl erwisch't, hat's Läus . . . So hat er g'sagt und nachher . . .“

„Aber was wollen Sie denn eigentlich?“

„Na ja . . . der Arm will halt nimmer recht gehn . . . Woäst scho, die Kugl ist wohl herausfen, aber die Flachsn sand halt sauber hin . . . Kann koan Teig walken, keine Brezn drahn und net einmal mein Lehrbuam beutln . . .“

„Aber Sie bekommen doch Rente?“

„Dös scho . . . freilich . . . natürlich . . . Aber woäst scho, es ist mir verzählt wordn . . . der Meinhartinger Beni hat's verzählt. Den kennst doch . . .?“

„Bedaure . . .!“

„Und der hat g'sagt, daß der Generalarzt so ein patents Mannderl ist und da hab i halt gmoant . . . und weil's mit dem Brehendrehn und dem Lehrbuambeutln gar nig mehr ist . . . na ja halt . . .“

„Dafz wir die Rente erhöhen . . .?“

„Jetzt hast es pfeilgrad erratn . . . Hat halt doch recht ghapt, der Meinhartinger Beni . . .“

Der Herr Generalarzt prüft den Arm. Drückt und kneift und preßt. Der Niederhammer beißt auf die Zähne. Die Gelenke bleiben steif.

„Gelt, dös sagst selber . . . Und so zehn Markl im Monat mehr, wo i doch koane Brezen . . .“

„Sie erhalten schriftlichen Bescheid, Herr Niederhammer!“

„Na ja, und mit neun Markl wär i aa schon z'friedn . . .“

Der Niederhammer schiebt umständlich, mit schmerzerzerrtem Gesicht, den Arm wieder in die Schlinge. Buckelt zur Tür hinaus. Steuert über die Straße seinem Auto zu. Ist ein alter Karren. Der Anlasser bockt. Der Bäckermeister steigt aus. Reißt den frischen Arm aus der Schlinge. Wirft die Kurbel herum. Einmal . . . zweimal . . . zehnmal . . . fünfzehnmal . . .

Fährt strahlend ab.

Der Herr Generalarzt lacht am Fenster.

„Sie erhalten schriftlichen Bescheid“, lacht der Bäcker im Wagen. Niederhammer . . . in zwei Tagen . . . Du wirfst Augen machen.

*

Der Meinhartinger Beni humpelt auf zwei Stücken in das Zimmer.

„Weil's wahr ist . . . mit dem trumpern Hagen . . .“

„Und der Fuß ist wirklich nicht besser geworden?“

„Eher schlechter . . .“

„Läßt sich nicht bewegen?“

„Ist bockstarr wie ein Besenstiel . . .“

Der Herr Generalarzt plaziert den Beni auf den Tisch. Wie eine Kerze streckt der seinen rechten Hagen vor.

„Sie möchten wohl Rentenerhöhung?“

„Dös ist doch klar. Zwegen der Kürzung bin i net da.“

Die kommt schon ohnehin von selber . . .“

Der Herr Generalarzt macht sich am Schreibtisch zu schaffen. Blättert in den Akten. Kritzelt auf die weißen Bögen.

Kreuzbirnbaum, und der Hagen wird allweil schwerer. Mit den zwei Fäusten greift der Beni unter die Oberschenkel. Eine kleine Weile hilft es so. Dann aber zieht es wieder mit Zentnergewichten die Füße zu Boden. Brennrot läuft dem Beni die Schädl an. Alle Hizzen steigen ihm auf.

Ganz pomadig holt der Herr Generalarzt aus dem Schrank ein neues Buch. Macht sich Notizen daraus.

„Kreuzkruzi . . .“

Jetzt geht es nimmer. Mit einem Achzerer läßt der Beni den steifen Hagen fallen, der vergnüglich und der Marter frei neben dem gefunden baumelt.

Der Herr Generalarzt schiebt die Hornbrille auf die Stirn.

„Weil's wahr ist“, geht der Beni hoch. „Du könntest mi ja bis zum nächsten Frühjahr auf dem Tisch herobn hockn lassen. Dös halt doch kein Leifi net aus . . .“

Mit einem Hopserer ist er auf beiden Beinen und . . . draußen bei der Tür. Sogar die beiden Stecken hat er vor Eil vergessen.

„. . . Ignaz Haslreitinger . . . zweites Infanterie-Regiment . . . dritte Kompanie . . . zweiter Zug . . . ein Jahr und zwei Monat im Feld . . . verwundet am 4. Jänner 1917 bei Witschede . . . Schlossermeister in Paunzenhausen . . .“

„Was haben Sie für Schmerzen . . .?“

„Ja, Schmerzen . . . eigentlich gar keine . . .“

„Weshalb sprechen Sie dann vor?“

„Wann mein rechter Zeigfinger halt nimmer geht . . . Ist nie gangen . . . wird auch nimmer gehn, und das ist mir verhinderlich.“

„Sie sind Schlossermeister?“

„Zu Befehl . . . Kann nimmer zugreifen bei der Arbeit. Net mal mehr durch die Finger pfeifen, und möcht darum um Erhöhung der Rente gehorsamst nachsuchen.“

„Nicht einmal pfeifen können Sie?“

„Keinen Ton, wann ich sag' . . .“

„Das ist freilich traurig. Aber wie haben Sie denn früher gepfiffen . . .?“

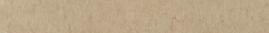
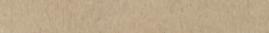
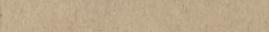
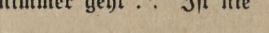
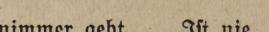
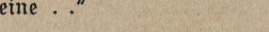
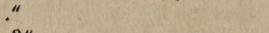
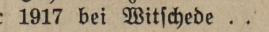
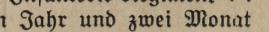
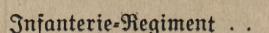
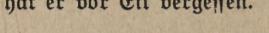
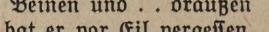
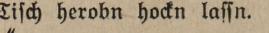
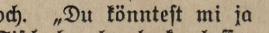
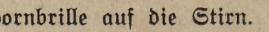
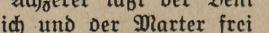
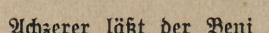
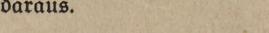
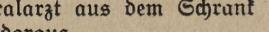
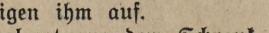
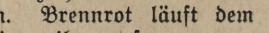
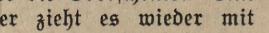
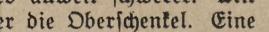
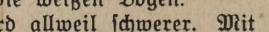
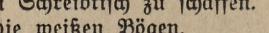
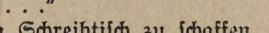
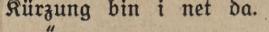
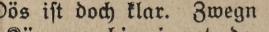
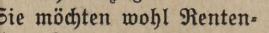
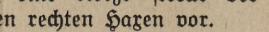
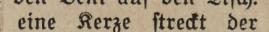
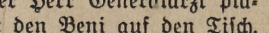
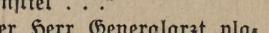
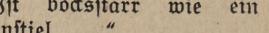
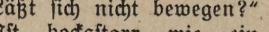
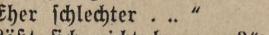
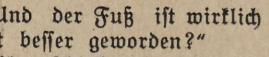
„Früher, Herr Doktor . . . früher . . . haha . . . Da schauns nur her!“

Und der Ignaz Haslreitinger biegt den Zeig- und Mittelfinger der rechten Hand. Fährt damit zum Mund. Pfeift so hell, daß der Kanarienvogel vom Stängler plumpst.

„Und der rechte Zeigfinger? . . .“

„Kreuzhimmeli . . .“

„Bitte der nächste . . .!“



Waschbare Strickkleidung

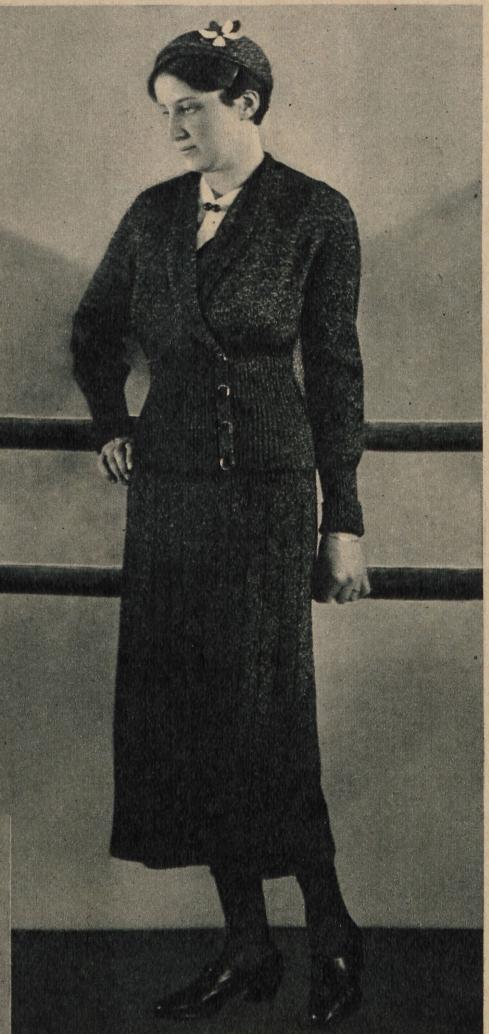
Sonderaufnahmen für die „Gartenlaube“ von Scherl

Dreiteiliger, nilgrüner Haus- und Strandanzug bestehend aus weitfallender Hose, kurzärmeligem, apart schließendem Bolerojäckchen und langärmeligem Jumper mit grün-orange-creme Streifen, die sich am Hosenrand wiederholen. Geschickte Verarbeitung des Hosenoberteils durch elegantes Einstrickmuster



Praktisches, blaues Laufkostüm, hochgeschlossen und auf drei verschiedene Arten offen zu tragen. Eingestrickter, fescher Gürtel, passender Schal in Blau, Rot, Beige. Rock mit gutanschließender, ganz glatter Hüftpasse und schmalen, markierten Falten, die sehr schlank erscheinen lassen

Modelle von C. Baum
Werkstatt für Strickmodelle nach Maß,
Berlin-Steglitz, Mariendorfer Str. 48



Vornehmes, melliertes Kostüm in Schwarz mit weißem Seidenfaden. Seine Wirkung läßt völlig vergessen, daß es sich hier um Maschinenstrickerei handelt. Rote Knöpfe und roter Jumper mit Pikeekragen, passendes Käppchen mit Doppelrand, den sich die Trägerin nach Geschmack selber aufrollt. Wolbluse aus gleichem Material



Der Kuckucksspeichel

Im Frühjahr und in den Monaten Mai und Juni findet der Spaziergänger am Rande von Wiesen und Wegen an beliebigen Gräsern kleine Schaumklümpchen, die dem Laien den unangenehmen Eindruck machen, als seien sie Speichelabsonderungen von Menschen, die sie, vom Hustenreiz überkommen, ins Freie nebenhingespuckt hätten. Doch erscheinen bei aufmerksamer Beobachtung diese Schaumklümpchen manchmal so zahlreich, daß man die gewonnene Annahme über ihre Herkunft wieder bezweifelt. Das Rätsel bleibt ungelöst.

Wenn sich aber der Beobachter die Mühe machen würde, mit einer Nadel oder einem Grashalmen ein solches Schaumklümpchen zu untersuchen, so würde er geborgen, mitten drin angelehnt an den Gras- oder Pflanzenstengel eine nackte, gebliebene, lebende Larve finden, die im Schutze dieser feuchten Umhüllung ihre Umwandlung zum Fluginsekt erwartet und sich bis zu dieser Entwicklung vom Saft der Wirtspflanze ernährt.

Diese Larve ist die Erzeugerin der Schaumumhüllung. Sie besitzt die Fähigkeit, an der Pflanze, die sie sich zur Behausung erwählt hat, durch ruckweises Einstechen und Luftsteinpumpen den Saft zu Schaum aufzuquirlen. In diesem Saft ist sie dann geborgen und geschützt gegen Sonnenhitze und gegen lebensgefährliche Feinde, die ihr aus der Vogel- und Raubkäferwelt nach dem Leben trachten würden. Sie kann sich dort ungestört zum Fluginsekt weiterentwickeln und vom Saft der Wirtspflanze ernähren.

Als bewegliches, schönes, hellbraunes Fluginsekt verläßt die derart Geschützte ihren Bergungsort und fliegt dann munter in der Welt herum.

Die Wissenschaft hat diesem Fluginsekt den Namen „Schaumzikade“ gegeben. Sie ist in ihrer Art eine Künstlerin. Wenn man bedenkt, wie schnell Seifenschaum oder wirklicher Speichel in der Sonne und in der Luft verdunstet, so ist die Dauerhaftigkeit dieses Schutzschaumes höchst bemerkenswert.

Selbst wenn man den Schaum von der Larve wegnimmt, so hält sich dieser feuchte Schleim noch mehrere Tage, ohne zu verdunsten. Es wird nämlich der Schaum von der Larve mit einem Ferment versetzt, das geeignet ist, die Feuchtigkeit tage- und wochenlang zu erhalten. Es fühlt sich der dadurch schleimig werdende Schaum schwach klebrig an; aber noch soll die Chemie nicht ermittelt haben, mit welchem Ferment die kleine Künstlerin die Pflanzenflüssigkeit versetzt. Dieser Schaumklumpen, mit welchem die Larve sich umgibt, ist doch ein überraschend fein ausgemitteltes Verteidigungsverfahren.

Warum das Landvolk dieser Erscheinung den Namen Kuckucksspeichel gegeben hat, darüber bestehen nur Mutmaßungen. Vielleicht, weil der Kuckuck in Verbindung mit seinem Ruf hustenreizähnliche Laute aussöpft, wie sie beim Menschen lauten, wenn er hustend Speichel absondern muß. Jedenfalls hatte man schon herausgebracht, daß der Mensch direkt nicht der Erzeuger dieser Schaumklümpchen ist. Es ist eine jener Naturscheinungen, wie sie so vielfach beobachtet werden können, von denen, die mit offenen Augen in der Natur wandeln. Mögen die Städter nicht achtlos garan vorübergehen!

Georg Hauber

Schlinggewächse am Gartenzaun

Eigentlich ist das Wort Gartenzaun, wenn wir ganz streng sein wollen, eine sinnlose, überflüssige Verdopplung. Denn „Garten“ allein bedeutete im Germanischen bereits Zaun, Gitter, manchmal auch Hof. Es hat sich aus den Silben gards und Garda (gotisch) und gart, cart und garto (althochdeutsch) entwickelt. Natürlich ist das nur eine kleine Wortspielerei, denn im Laufe der Zeit hat das Wort „Garten“ schon längst eine andere, fest umrissene Bedeutung bekommen. Aber wohl niemand kann sich seinen Garten ohne eine Einfriedigung vorstellen.

Schön sehen die Zäune, die meist aus Maschendraht hergestellt sind, nicht gerade aus. Eine Hecke davor zu pflanzen, ist eine teure Angelegenheit, auch soll in vielen Fällen ja jeder Fußbreit Landes nutzbringend verwandt werden. Auf der anderen Seite möchte jeder Gartenbesitzer „unter sich“ bleiben und deshalb gegen Sicht geschützt sein.

Die einfachste und zweckmäßigste Lösung ist wohl die, einen Zaun mit Schlingpflanzen zu beranken. Wir haben sehr viele Möglichkeiten gerade in dieser Pflanzenart, sowohl in bezug auf die Nutzbarkeit als auf die Schönheit, nicht zuletzt auf die Kostenfrage. Am einfachsten und billigsten könnte man den Zaun durch die Aussaat von Bohnen und Erbsen begrünen, vorausgesetzt, daß die Einfriedigung mindestens 1,50 bis 1,80 Meter hoch ist. Aber dagegen ist einzuwenden, daß das Blattwerk nicht dicht genug wächst und auch bereits im Hochsommer, beziehungsweise bald nach der Ernte ein wenig schönes Aussehen annimmt. Ebenso verhält es sich mit der wohlriechenden Edelwicke (*Latyrus odorata*), die durch ihre prachtvolle Blütenfülle in den zartesten Farbnuancen zu den beliebtesten Schlinggewächsen zählt.

Praktisch, d. h. ertragreich, ist auch ein Himbeer- oder Brombeerspalier, aber das Aufbinden der Triebe, besonders bei den Brombeeren, dürfte eine etwas stachlige Beschäftigung sein und dem Gartenbesitzer keine ungetrübte Freude bereiten. Aus diesem Grunde würde wohl oft sehr bald ein wildes Gestrüpp entstehen, zumal beide Pflanzen stark wuchern. Brombeeren z. B. können 3 Meter lange Jahrestriebe entwickeln. Auch wird der Gartenbesitzer nur schweren Herzens überzählige Triebe, die an dem Zaun oder dem Spalier keinen Platz mehr finden, wegschneiden, denn er denkt dabei eben doch zu sehr an die Ernte. Gleichermaßen nicht ganz unblutig würde sich die Pflege einer Wildrosen-Spalierpflanzung gestalten — aber der Hagebuttenwein, besonders wenn er mit einer Edelweinhefe vergoren wird, ist eine sehr verlockende und — ich kann das aus eigener Erfahrung versichern — eine recht wirksame Angelegenheit.

Eine sehr schöne Zaunbekleidung erzielt man mit der Anpflanzung von Zierkürbissen. Vor allem sind sie hinsichtlich der Bodenqualität sehr anspruchslos, bilden ein undurchdringliches, frisch-grünes Blattwerk, während zur Zeit der Fruchtentwicklung das aparte, nicht oft gesehene Gartenbild die geringe Mühe des Anbindens und Schneidens der Triebe reichlich belohnt. Die merkwürdig geformten Früchte, oft birnenförmig oder apfelsinenrund, manchmal verrunzelt und mit absonderlichen Auswüchsen behaftet, werden gewöhnlich kaum größer als die Kokosnuss und weisen alle Farbtöne vom mattem Weiß über schreiesches Chrom-

Modisches Allerlei aus Filz

Zu einem Filzsträuchchen schneidet man die Blütenblätter zusammenhängend aus einem Stückchen Filz; Blatt und Stiel der dazugehörigen Blätter sind ebenfalls aus einem Stück geschnitten. Als Blütenstile verwendet man dünne Filzstreifen in der Farbe der Blätter und näht sie unten an den Blüten fest, als Kelch dienen andersfarbige Perlen.

Schwarz-weiß ist die Filzblüte mit Blütenknospe und zweifarbigem Blätter gedacht. Die Blütenblätter sind aus dünnen Filzstreifen, die man unten so zusammenhält, daß man sie nachher zu einer geöffneten Blüte auseinanderdrücken kann, wie die Abbildung sie zeigt. Die beiden verschiedenfarbigen Teile der Blüten näht man an ihren Schnittflächen mit einer unsichtbaren Naht zusammen, indem man auf der Rückseite des Blattes die Nadel dicht unter der Oberfläche beider Teile hindurchfährt und den Faden dann fest anzieht. Die Filzstreifen der Knospe bekleidet man an der Endung mit einer kleinen Filzkappe. Der Stiel ist aus Draht, den man mit einem schmalen Filzstreifen benäht.

Zur Tasche bespannt man zwei haltbare, nicht allzu starke Pappdeckel, mit Leder, Seide oder zwei dichtgehäkelten Platten aus Seidenfrotteegarn. Das Zwischenstück wird nicht mit Pappe verstärkt. Als Schloß dient ein Reißverschluß, an dessen Reißgriff man eine Holzperle befestigt. Man kann diese Tasche zu jedem Kostüm passend arbeiten. Die Blüten werden aus Filz entweder im ganzen oder jedes Blatt einzeln geschnitten, man kann also auch Abschnitte von einem Stumpfen verwenden. Der Kelch wird durch Perlen betont, entweder drei oder vier kleinere oder eine größere bunte Holzperle.

Ein Alpenveilchenstrauß ist etwas ganz Neues, dazu muß man jedes Blatt einzeln ausschneiden und am unteren Teil eine kleine Spitze mit anschneiden, die nachher eingeschlagen den Kelch bildet. Um den Alpenveilchen ein recht natürliches Aussehen zu geben, verwendet man nur dünne Seidenhaarfilze.

Zu den Gürteln schneidet man die einzelnen Teile ganz gleich groß aus, die Kreise zieht man am besten mit dem Zirkel oder nach einem Glas, die Teile werden dann unsichtbar auf zwei farbig passende Filz- oder Wildlederstreifen aufgenäht. Die Verschlüsse sind einfache Schlaufen. Bei dem Gürtel aus Vieren dient als Halt eine farbige kleine Holzrolle, die, da der Gürtel festanliegend getragen wird, einfach nur durch die eine der durcheinandergezogenen Schlaufen gesteckt wird. Bei dem anderen Gürtel ergibt der durch die Schlaufe gezogene Kreis den Verschluß. Diese Gürtel dürfen auch zweifarbig sein, etwa abwechselnd ein schwarzer und ein weißer Kreis.

Die Strandsandalen bestehen aus geflochtenen Filzstreifen, Filzblumen und Blättern und einer Filzsohle. Unter die Filzsohle läßt man vom Schuhmacher eine Asbestsohle stecken und einen Holzabsatz befestigen. Die Sandalen dürfen ihrer Verwendung entsprechend recht bunt sein. Man darf als Farbzusammenstellung blaues Geflecht und Sohle, gelbe Blumen und grüne Blätter, dazu orange- oder kirschrot bespannte Absätze wagen, vorausgesetzt, daß man über dieses farbige Material verfügt.

Auf dem wärmeren Kleid für kalte Tage sieht das Filzkrägelchen in absteckender Farbe mit der passenden Manschette sehr apart aus. Die einzeln ausgeschnittenen Teile näht man unsichtbar aneinander. Auf grauem Kleid sieht eine rote, blaue oder schwarze Garnitur ausgezeichnet aus.

Text und Zeichnungen von Johanna Lahndt



Für Backfische und Schüler

MK 49 125. Das Kleid für größere Mädchen ist aus einfarbigem und schottisch kariertem Wollstoff zusammengestellt. Der Miederrock wird dem Leibchen vorn und hinten mit einer Zacke aufgeknöpft. Erf. etwa 1,50 m einfarbiger, 1 m kariertes Stoff, je 90 cm breit.

MK 49 136. Kleid mit Raglanärmeln. Einfarbiger und gemusterter Wollstoff sind zu dem hübschen Schulkleid in wirkungsvoller Weise zusammengestellt. Erf. für 13 Jahre: 2 m einfarbiger, 55 cm gemusterter Stoff, je 140 cm breit.

KK 49 322. Unsere Abbildung zeigt die beliebte Kletterweste aus braunem Ledersamt mit vier aufgesetzten Klappentaschen und vorderer Knopfschluß. Sie wird durch seitliche Schnallengurte zusammengehalten und ist mit Satin gefüttert. Erf. für 11 Jahre: 2,30 m Stoff, 70 cm breit.

MK 49 121. Jackenkleid. Das flotte Jackenkleid für junge Mädchen ist aus Diagonal-Wollstoff hergestellt und wird durch seitliche Abnäher anliegend gestaltet. Erf. für 14 Jahre: 2,70 m Stoff, 130 cm breit.

KK 49 325. Knabenmantel. Der zweireihig geknöpfte Mantel mit Klappentaschen und Rückengürtel ist in der Taille anliegend gehalten. Erf. für 15 Jahre: 2 m Stoff, 140 cm breit.

MK 49 178 a. Kleid in zweierlei Ausführung. Einfarbiger und gemusterter leichter Wollstoff ist geeignetes Material für das Kleid mit vorderer Faltengruppe. Man sichert den Halsauschnitt durch Gegenseiten eines Schrägstreifens und heftet die seitlich aus doppeltem Stoff gefertigten Kragenteile nur ein. Die Falten werden bis zur Gürtellinie zugesteppet oder mit Zierstichen festgehalten. Erf. für 7 Jahre: 1,55 m Stoff, 100 cm breit.

MK 49 127. Schoßbluse und Rock. Die gemusterte Wollmuselinbluse ergibt zusammen mit dem einfarbigen Rock einen hübschen Backfischanzug. Erf. für 15 Jahre: 1,70 m Blusenstoff, 70 cm breit, 1,40 m Rockstoff, 100 cm breit.

KW 49 339 / KK 49 340. Der praktische Sportanzug für größere Knaben besteht aus Knickerbockers mit angeschnittenen Bündchen und einem Sporthemd mit abknöpfbarem Unterärmel. Dazu wird ein beliebiger Pullover getragen. Erf. 3,30 m Blusenstoff, 80 cm breit, 1,25 m Beinkleidstoff, 150 cm breit.

Beyer - Schnittmuster

sind von der Abonnements-Abteilung des Verlages Scherl, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41, gegen Voreinsendung von 90 Rpf. nebst 15 Rpf. Porto zu beziehen.



KW 49339 KK49340

MK49127 MK49178a



MK 49136

KK 49322

gelb bis zum satten, tiefen Orange auf. Getrocknet und auf eine schöne keramische Schale gelegt, erfreuen sie uns als eigenartiger Zimmerschmuck noch den ganzen Winter über.

In letzter Zeit hat man oft die Forsythie, die schon im zeitigen Frühjahr mit leuchtenden goldgelben Blüten übersät ist, und die Zwergmispel mit ihren herrlichen korallenroten Früchten spalierartig verwandt, obwohl es ja Gehölze sind. Von den ausgesprochenen Schlinggewächsen sind empfehlenswert Clematis vitalba, die Waldrebe, von deren es die verschiedensten Spezies gibt, die aber gute Besonnung und auch besseren Boden verlangt, ferner Tecoma, die Jasmintrumpete, die für einen warmen, geschützten Standort dankbar ist, sowie die Pfeifenwinde, Aristolochia siphon, die für den gedachten Zweck vielleicht etwas zu starkwüchsig sein könnte, schließlich noch die vielen Lonicera, unter der Bezeichnung Geißblatt oder Heckenkirsche wohlbekannt, von der etwa 10 bis 12 Arten im Baumschulhandel vertreten sind. Rankrosen, Efeu und wilder Wein sind bereits bekannt.

Zuletzt sei noch der Knöterich (Polygonum Aubertii) erwähnt, ein sehr üppiges und raschwüchsige Schlinggewächs, das bis 6 Meter lange Jahrestrieben werfen kann und deshalb nur an sehr hohen Mauern und Zäunen angepflanzt werden sollte. Von Juli bis Oktober werden die schmalen Blätter von lichtgrünen oder rötlichen, aufrechtwachsenden Blütenrispen überdeckt. Der Berliner hat dem Knöterich den Beinamen „Klettermaxe“ gegeben, und das will doch allerhand sagen! Wenn aber die starkwüchsigen Schlinger regelmäßig angeheftet und vor allem in strengem Schnitt gehalten werden, können sie den Zweck, eine geschlossene, räumlich wirkende und farbige Einfriedigung zu schaffen, sehr bald erfüllen.

Hadic Olen

Schildpatt zu kitten

ist eine Kleinigkeit, wenn man's versteht. Zuerst werden die Bruchstellen mit einer feinen Feile geglättet und drei Sekunden in siedendes Wasser getaucht. Sie werden dann fest zusammengepreßt und mit einer warm angefeuchteten Binde mehrfach umwickelt. Dann wird eine erwärmte Zange solange auf den Bruch gepreßt, bis sie völlig erkaltet ist. Nach etwa 24 Stunden ist das Stück wieder gebrauchsfähig.

Flecke von roter Tinte

werden ganz einfach mit frischem Senf bestrichen und später mit lauwarmem Wasser nachgewaschen. Man achte darauf, daß der Senf nicht zu lange auf dem betreffenden Stoff bleibt.

Die Entfernung von Grünspan.

Da Grünspan giftig ist, muß man darauf achten, ihn sofort zu entfernen, sobald er sich zeigt, da er leicht zu Blutvergiftungen führen kann. Das einfachste Mittel ist ein Bürsten mit Salmiakgeist. Dann werden die Gegenstände mit klarem Wasser nachgespült und ganz trocken gerieben. Zuletzt putzt man sie mit einem beliebigen Metallputzmittel. Auch verdünnte Schwefelsäure im Verhältnis von 1 Teil Schwefelsäure auf 15 Teile Wasser hat sich bewährt, doch ist die Schwefelsäure sehr giftig, so daß Salmiakgeist vorzuziehen ist. Dagegen ist starker Essig, besonders bei Messing, zu empfehlen. Man gibt reinen Essig auf feinen Sand und reibt die Gegenstände schnell damit ab und trocknet rasch nach.

Schmutzige Brillengläser

Verschmutzte Brillengläser lassen sich sehr gut säubern, wenn man sie mit trockner Seife einreibt und dann mit einem Ledertuch nachpoliert. Man sollte niemals ein Taschentuch zum Abreiben der Gläser verwenden, wie das fast immer geschieht, denn das Auge, das das empfindlichste Organ des menschlichen Körpers ist, muß mit der größten Hygiene behandelt werden.

Seidene Lampenschirme

stauben mit der Zeit gewöhnlich sehr ein. Man klopft den Schirm erst einmal vorsichtig mit einem tadellos sauberen Seidenlappen ab — ja kein Staubtuch — und bearbeitet ihn dann mit einem Wattebausch, der in Selterswasser getaucht wurde. Wenn darauf geachtet wird, daß die Kohlensäure in den Stoff dringt, dann gelingt die Reinigung verblüffend gut.

Sengflecke

auf kostbaren Decken oder Wäschestücken sind wahrlich keine angenehme Überraschung für die Hausfrau. Sie braucht aber nicht gleich völlig zu verzweifeln: Rasch wird die gelbe Stelle mit kaltem Wasser angefeuchtet und mit Salz bestreut. Nachdem das Stück einige Zeit in der Sonne bleicht, ist der häßliche Fleck verschwunden.

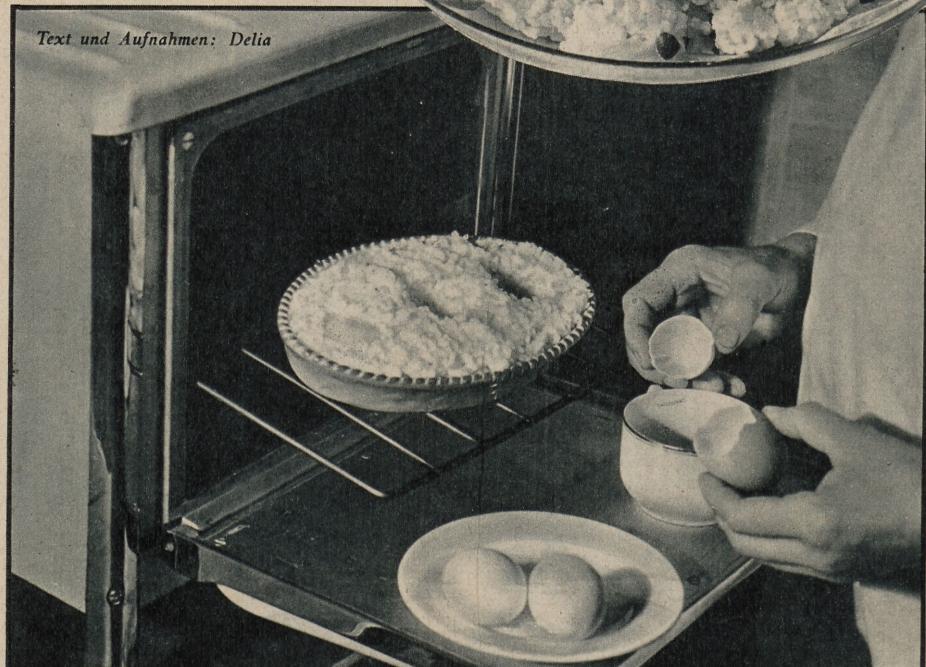
Schütze und pflege deine Hände!

Wie viele Frauen scheuen sich besonders vor Gartenarbeit, ja selbst vor der Hantierung mit Topfpflanzen für Zimmer und Balkon aus Sorge, sich dabei die Hände zu verderben. Ein Paar kräftige Wildlederhandschuhe, aber bitte keine pensionierten Mocha oder Glacés, sind ein ausgezeichneter Schutz für die Hände bei solchen Arbeiten. Derartige Schutzhandschuhe gehören mit Selbstverständlichkeit in den Korb, wo Strauchscheren, Pflanzholz usw. zum stets griffbereiten Stillleben versammelt sind. Sie nehmen, vorausgesetzt, daß sie nicht zu eng gewählt sind, nach kurzem Gebrauch sofortsam die Form der Hand an, daß sie tatsächlich mit einem Griff mühelos übergestreift werden können. In der Küche wird man bei allen schönheitsgefährlichen Arbeiten den zweckmäßigen Gummi-Wirtschaftshandschuh überstreifen, der namentlich im Winter auch ein angenehm empfundener Schutz gegen die unmittelbare Berührung mit kaltem Wasser ist. Zur Schonung des beim Kartoffelschälen usw. am meisten in Mitleidenschaft gezogenen Zeigefingers und Daumens gibt es jetzt kleine Einzelschutzhüllen aus Schwammgummi, die sich leicht anlegen lassen und als sehr praktisch bewährt haben. Viele Arbeiten an abfärbendem Gemüse verlieren, im Wasser ausgeführt, ihre schönheitsfeindliche Wirkung.

Selbstverständlich muß jeder gröberen Arbeit eine gründliche mechanische Reinigung der Hände in weichem Wasser (Borax zufügen) unter Zuhilfenahme von Zitronensaft und nachfolgender Einreibung mit Hautcrème folgen. Unterlässt man namentlich im Winter diese letztere Schutzmaßnahme auch nur ein einziges Mal, so kann schon Sprödigkeit und Rissigkeit die Folge sein. Sind die Hände einmal rauh, so kann man sie wieder geschmeidig machen, wenn man sie abends in lauem Boraxwasser wäscht und dann mit einer Mischung von Glyzerin und etwas Arnika einreibt. Hände, die vom

Neue Reisgerichte

Text und Aufnahmen: Delia



Spanischer Reis. Wir kochen einen dicken Milchreis mit reichlich Zucker und Vanillezusatz, geben ihn in die ausgestrichene Form und machen kleine Vertiefungen, in die wir drei oder vier Eier schlagen. Nach dem Aufziehen bestreuen wir den Reis dick mit Zucker und Zimt. Auf salzige Art quellen wir Reis mit etwas Bouillon und einem Stich Butter auf, ziehen ihn auf und garnieren mit Schinkenresten, kleingeschnittenem Braten oder mit Fisch, den wir mit einer holländischen Sauce gemischt haben, oder streuen geriebenem Parmesankäse darauf. Zu Reis mit Blumenkohl quellen wir Reis mit Bouillon aus, fügen auch einige Suppenkräuter hinzu, die wir ganz zerkochen lassen und zuletzt herausnehmen, schichten den dicken Reis in einer ausgestrichenen Schüssel auf und umgeben ihn mit den abgekochten Blumenkohlröschen. Dazu eine dicke Tomaten- oder eine holländische Sauce.

Reissalat. Man kocht Reis mit wenig Wasser ab, bis er ganz trocken und körnig ist, übergießt ihn dann mit kaltem Wasser und mischt ihn mit einer nicht zu dicken Mayonnaise-sauce, nachdem er ganz erkaltet ist. Er wird in einer Glasschüssel angerichtet und mit Tomaten- und Zitronenscheiben garniert.



Türkischer Reis. Dazu kocht man unter fleißigem Abschäumen ein viertel Liter guten Honig auf, gibt ein halbes Pfund zerlassene Butter, ein viertel Liter heißes Wasser und ein halbes Pfund Reismehl dazu und röhrt alles unter Hinzufügung von einem halben Teelöffel voll Natron über kleinem Feuer zu einem dicken Brei, den man auf ein gefettetes Blech streicht und braun backt. Mit Zucker heiß auftragen.

Billige Mahlzeiten



Bauernbrot mit Leberfüllung. Von einem kleinen runden, 2–3 Tage alten Bauernbrot wird der Deckel abgeschnitten und der untere Teil gut ausgehölt. Dann wird $\frac{3}{4}$ Pfund Rindsleber mit 2 alten Semmeln durchgedreht, mit Pfeffer, Salz, einer kleinen geriebenen Zwiebel, 30 g geschabtem Nierenfett, 2 Eiern und einer halben Tasse Milch gut vermengt. Diese pikante Mischung wird danach in das Brot gefüllt, das man fest zusammenbindet. In einer großen feuerfesten Form lässt man jetzt 30 g Butter zergehen, gibt 1 Liter Fleischbrühe dazu, legt das Brot hinein und lässt es im Bratofen eine Stunde unter häufigem Begießen schmoren. Mit Eigelb bestreichen; die sehr reichliche Sauce wird mit etwas Mehl eingedickt und mit einem Schuß Rotwein abgeschmeckt.

Brotpasteten. Drei alte Semmeln werden in Wasser eingeweicht und gut ausgedrückt. Dann werden sie mit 250 g geriebenem Schweizerkäse und 1 Löffel Kräuterküsse, etwas Salz, Fleischextrakt, Paprika, 2 Eidottern, Käppern und gehackten Kräutern vermengt; zuletzt fügen wir das zu Schnee geschlagene Eiweiß und etwas Rotwein hinzu, füllen in kleine Pastetenformen und backen bei schwacher Hitze.

*

Rezepte und Aufnahmen
von E. Nipkow



Rosinenbrot. Ein kleines Rosinenbrot schneiden wir in der Mitte durch und höhlen beide Hälften sehr sorgfältig aus. Etwa zwei Drittel der Krume weichen wir in wenig Milch ein, mengen sie mit $\frac{1}{4}$ Pfund geriebenen Mandeln, 150 g Zucker, 1 Prise Salz, 30 g Butter, 2 Eigelben und zuletzt dem Schnee der beiden Eier zu einem Brei, mit dem wir dann das ausgehöhlte Brot füllen. Das legen wir in eine tiefe Schale, gießen die aus 1 Liter Milch, 1 Stück Vanille, 1 Löffel Mondamin bereitete Sauce heiß darüber und lassen $\frac{1}{2}$ Stunde an heißer Stelle gut durchziehen.

Kartoffelschälen oder Gemüsepüten braun geworden sind, werden wieder zart, wenn man sie mit Zitrone abreibt. Hände, die beim Hantieren mit Obst verfärbt sind, werden wieder schön, wenn man sie in Buttermilch wäscht. Weinstainsäure, Essig, Zitronensäure sind hier auch wirksam. Nach der Behandlung mit einer von diesen Säuren wäscht man die Hände in Seifenwasser und reibt sie dann mit Crème ein. Originell ist das Mittel, das uns hilft, die von frischen Nüssen geschwärzten Finger wieder weiß zu bekommen. Man soll die zarten, weißen Innenhäutchen, die die Nußkerne umgeben, in Wasser legen und mit diesem Wasser die Reinigung vornehmen. So ungläubig man diesem Kniff gegenübersteht mag, er hilft.

Haben die Hände beim Stoffärben gelitten, so sind als Reinigungsmittel zu empfehlen: Terpentin, Seifenspiritus, verdünntes Wasserglas oder eine dreiprozentige Lösung von Wasserstoffsuperoxyd. Auch gegen Fischgeruch an den Händen hat sich schwache Wasserstoffsuperoxyd-Lösung bewährt. Hat man sich nun wie sonst üblich die Hände nach dem Hantieren mit Fisch gewaschen, so entfernt das Abreiben der Hände mit Senfmehl den üblen Fischgeruch. Solche einfache Senfmehlprozedur kann man natürlich auch an Gefäßen und Gerätschaften gegen Fischgeruch zur Anwendung bringen. Zwiebelgeruch weicht, wenn man dem lauwarmen Händewaschwasser einige Tropfen Salmiakgeist zusetzt. Heiße, feuchte Hände soll man morgens und abends mit Bohnenmehl einreiben. Leiden die Hände an übermäßiger Schweißabsonderung, so verreibt man täglich zweimal einen Teelöffel voll Seifenspiritus zwischen den Händen und trage über Nacht nicht fest sitzende Handschuhe, die mit Talkumpulver ausgestreut sind. Die Wirkung zeigt sich natürlich nicht sofort, sondern tritt allmählich bei fortgesetzter Behandlung ein. Für schwitzige Hände ist auch das Waschen mit Boraxwasser dienlich. Rote Hände sind ein Übel, das meist auf Zirkulationsstörungen beruht. Man massiere sie jeden Abend mit Kampfspiritus, indem man mit der Streichbewegung immer an den Fingerspitzen beginnt. Morgens werden die zur Röte neigenden Hände in Boraxwasser gewaschen und mit Hautcrème oder Mandelöl eingerieben. Man kann auch 8 g Vaseline, 50 g Paraffin und 20 g Kampfer erwärmen, bis sich der Kampfer vollständig gelöst hat, und diese Paste bis zum Erkalten rühren. Man reibt die Hände abends damit ein und zieht über Nacht Handschuhe darüber. Ein erprobtes Mittel, die Hände zart zu bekommen, ist das Abreiben mit frischer, grüner Gurke. Aber leider ist frische Gurke immer dann nicht auf dem Plan, wenn die roten Hände erscheinen, nämlich in der rauhen Jahreszeit. Wer zu erfrorenen Händen neigt, soll sich eine andere Gabe aus dem Früchtegarten des Sommers zu nutzen machen, um im nächsten Winter widerstandsfähiger zu sein, nämlich die Erdbeere. Reifen Erdbeeren, zerdrückt und als Brei zu längerer Einwirkung auf die gefährdete Stelle gelegt, sagt man in dieser Beziehung Wunderkräfte nach. Wenn im Herbst der Wind die braunen Eichenblätter zusammenfegt, dann sollte kein Frostbeulenkandidat versäumen, sich genügend davon einzusammeln, um sich öfters ein vorbeugendes Bad in heißer Eichenbrühe zu gönnen, die das von der Erdbeere begonnene Schutzwerk vollendet.

L. R.



Zwerg Alberich weist Jung-Siegfried den Weg zum Nibelungenhort (Georg John und Paul Richter). — Szene aus dem Ufa-Film „Siegfrieds Tod“, der fünf Jahre nach dem Kriege unter der Regie von Fritz Lang entstand und jetzt mit Wagnerschen Motiven tonfilmisch unterlegt wurde

*

Madiah und Chandra-Kaly zeigen siamesische Tempeltänze im Maiprogramm des Berliner „Wintergartens“



Camilla Spira und Hermann Speelmanns in dem Film der Märkischen Filmgesellschaft „Die Nacht im Forsthaus“

Rechts: Im Stadttheater Frankfurt a. d. O. wurde die Uraufführung des historischen Schauspiels „Totila“ mit großem Beifall begrüßt. Das Stück behandelt das Ende des großen Ostgotenkönigs und stammt von dem Oberpräsidenten von Berlin und Brandenburg, dem Führer der preußischen Landtagsfraktion der N. S. D. A. P. Wilhelm Kube



*Von
Bühne
Film und
Varieté*

Für's erste Jahrzehnt NIVEA-KINDERSEIFE

Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt Nivea-Kinderseife schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung.

Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58



Die grosse Trübe NIVEA Zahnpasta

Also geringe Ausgabe u. dafür großer Nutzen. Qualität Nivea heißt: allerbeste Rohstoffe, größte Wirksamkeit. Mild, leicht schäumend, ganz wundervoll im Geschmack und sparsam im Gebrauch. Es ist die Zahnpasta für Sie.

50
Pf.



700

Es ist nicht leicht

einen guten Teppich herzustellen — aber es ist für Sie leicht, einen guten Teppich zu finden. Sie brauchen nur auf die Anker-Marke zu achten, die der beste Bürge für Qualität ist. Anker-Teppiche werden auf Grund einer 79jährigen Erfahrung aus edlem Material in vorbildlicher deutscher Wertarbeit hergestellt, ihre Muster in klassischen und modernen Stilen sind eine Wohltat fürs Auge, ihre dichten, soliden Gewebe sorgen für längste Haltbarkeit.

Anker-Teppiche

» in Qualität verankert «

Anker-Teppich-Fabrik Gebrüder Schoeller, Düren-Rhld.



Beim MEY-KRAGEN nicht!

Da kann der Selbstbinder nicht „klemmen“ oder gar zerreissen!

Funkelnagelneu, wie Sie den MEY-KRAGEN aus dem Karton nehmen, binden Sie ihn um. Wenn er nicht mehr sauber ist, werfen Sie ihn fort und nehmen immer wieder einen neuen! Wie angenehm, wie hygienisch!

Herrlich... ganz anders als Kragen sonst!

MEY-Kragn sind zu $\frac{1}{4}$ ihres Materialwertes aus feinem Wäschestoff.

Preisliste mit Abbildung vieler Formen kostenlos!

MEY & EDLICH LEIPZIG W31



Eigene Verkaufsstellen: Chemnitz
Berlin W9 Bln.-Steglitz Dortmund
Bln.-Charlbg. Breslau Dresden
Duisburg Frankfurta.M. Hannover Leipzig Nürnberg
Düsseldorf Halle a.S. Heidelberg Mannheim Stuttgart
Essen Hamburg Köln a.Rh. München Wiesbaden

Ferner erhältlich in allen Geschäften mit MEY-Plakaten

Berufsberatung

Säuglingsschwestern

Bitte um ges. Mitteilung, in welchen Städten in den Provinzen Hannover, Westfalen, Schleswig-Holstein (Norddeutschland) Institute für die Ausbildung von Säuglingsschwestern bestehen. Falls Ihnen die näheren Bedingungen für die fragliche Ausbildung bekannt sind, bitte ich, diese anzugeben, auch den Berufsverband, in welchem die Säuglingsschwestern zusammengefloßen sind.

H. R., Leer
Die Ausbildung zur Säuglingsschwester kann man erhalten: in Bochum, Landesfrauenklinik, Abt. Säuglingsheim, Alexandrinestraße 1-9; in Bochum - Hamm, Städt. Kinder- und Säuglingsheim; in Dortmund, Kinderklinik der Stadt, Krankenanstalt, Beurhausstraße; in Hannover, Cecilienseum, Leisenwistr. 51; in Kiel, Mütter- und Säuglingsheim, Paul-Pflennig-Str. 5; ebenda Universitätsklinik, Lorenzendamm 10; in Hamm, Märkisches Säuglingsheim, Ostenallee 18; ebenda Säuglings- und Kleinkinderheilanstalt, Brüderstraße 44; in Minden, Margarethen-Säuglingsheim, Königswallstr. 22; in Münster, Säuglingsheim, Säuglingskrankenhaus, Zentrumstr. 31; ebenda Universitäts-Kinderklinik, Westring 3a; ebenda Sankt-Franziskus-Hospital; in Düsseldorf, Johann- und Marien-Hospital, Watenhausenstraße; in Paderborn, Landesfrauenklinik, Agathenstraße 1. — Über den Ausbildungsgang und die Bedingungen haben wir in § 16 Auskunft gegeben. Die Berufsorganisation heißt „Reichsverband der Säuglings- und Kleinkinder-schwestern und -pflegerinnen“, Geschäftsstelle und Schwesterheim Berlin NW 87, Brückenallee 31.

Berufswunsch einer Mittelschülerin.

Was kann ein Mädchen anfangen, ohne als Haustochter zu gehen? Bin 16 Jahre alt, aus guter Familie, habe Mittelschulbildung bis zur Oberteria, Stenographie- und Schreibmaschinenkenntnisse, bin bewandert im Haushalt und Klavierspiel, möchte gern irgendeinen Beruf ergreifen, vielleicht zu einem Arzt als Sprechstundenhilfe oder in ein besseres Geschäft; ich möchte mich aber trotzdem im Haushalt dabei weiterbilden. Guten Willen und Arbeitsfreudigkeit bringe ich mit; muß aber betonen, daß ich nur in eine größere Stadt möchte.

J. W., Dr. a. d. Ostbahn.
Da Sie offenbar nicht im Besitz der mittleren Reise sind, stehen Ihnen nur die Berufswegs der Volksschülerin offen, es sei denn, daß Sie sich entschließen, Ihrer Schulbildung jenen Abschluß noch nachträglich zu geben. Wir haben über die Berufsmöglichkeiten bei mittlerer Reife im vorigen Jahrgang eine Zusammenstellung gegeben (Heft 20 vom 19. Mai), desgleichen über die Berufswegs der Volksschülerin (Heft 23 vom 9. Juni). Alle diese Berufe bauen sich auf irgendeiner praktischen Lehre oder Fachschulbildung auf. Wir können auch Ihnen nur dazu raten, sich eine abgeschlossene Berufsausbildung zu sichern, da Sie als ungerierte Arbeitskraft noch geringere Aussichten haben, zu einem Erwerb zu kommen. Die Zahl der Bewerberinnen ist in jedem einzelnen Falle weit größer, als die Zahl der verfügbaren Stellen, daher wird sehr gründlich ausgesiebt, und nur die wirklich leistungsfähigen erreichen etwas. Da Sie Interesse für Hauswirtschaft haben, sollten Sie eine hauswirtschaftliche Lehrstelle zu erlangen suchen. Das ist insofern etwas anderes als die Tätigkeit einer „Haustochter“, weil Ihnen auf Grund des Lehrvertrages eine systematische Ausbildung zuteilt wird, die mit Prüfung abschließt und Ihnen spätere Aufstiegsmöglichkeiten im hauswirtschaftlichen Berufe eröffnet. Wenden Sie sich an den Landesverband deutscher Haushrauenvereine für die Provinz Brandenburg (Frau Johanna Köhler, Frankfurt

a. O., Buschmühlenweg 17), oder an den Reichsverband deutscher Haushrauenvereine (Berlin W 62, Kurfürstenstraße 114). — Zur „Sprechstundenhilfe“ bei einem Arzt wird man nach freier Vereinbarung angelernt; es gibt auch Institute, welche eine kurzfristige Ausbildung vermitteln. Doch sind in heutiger Zeit, wo es viele erwerbslose Krankenschwestern und Nüngenaßistentinnen gibt, die gern eine solche Tätigkeit übernehmen, die Aussichten auf Anstellung nicht günstig, es sei denn, daß persönliche Beziehungen zu Hilfe kommen.

Röntgenassistentin.

Bin 19 Jahre alt, habe Oberprimareife. Da ich beabsichtige, Röntgenassistentin zu werden, würde ich gern die Bedingungen zur Ausbildung in diesem Berufe, auch ob eine solche Lehranstalt in Freiburg im Breisgau vorhanden.

U. W., Oldenburg.

Wir verweisen auf die Auskunft in Heft 3 dieses Jahrgangs, in welcher wir die Ausbildungs- und Zulassungsvorschriften für medizinisch-technische Assistentinnen in den eingehaltenen deutschen Ländern zusammengestellt haben. In Freiburg i. Br. gewährt diese Ausbildung die „Schule für technische Assistentinnen an medizinischen Instituten“ (Fichtestraße 26). Sie finden im Angezeigeteil unserer Zeitschrift Anstalten aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands vermerkt, welche die gewünschte Ausbildung gewähren. Ein vollständiges Verzeichnis aller staatlich anerkannten Lehranstalten wäre von der Reveta (Reichsverband technischer Assistentinnen) anzufordern. Geschäftsstelle: Berlin W 30, Victoria-Luisé-Platz 6.

Freiwilliger Arbeitsdienst.

Ich las vor einiger Zeit einen Bericht über freiwilligen Arbeitsdienst für junge Mädchen, der vollständig unter dem Kameradschaftsgeiste steht. Es wird dort Hauswirtschaft und Landwirtschaft betrieben, bzw. gelebt; nebenbei kommen auch geistige Interessen zu ihrem Rechte, nebst Sport und dergl. Zweck dieser Einrichtung ist der, daß man angehendes der Bevölkerung diese Gemeinschaft verläßt als Mädchen, das dem Leben nun mutig entgegentreten kann. Wo befinden sich derartige Gemeinschaften? Ich dachte, in Süß und Mitteldeutschland; was stellen sie für Bedingungen? An wen kann man sich in dieser Angelegenheit wenden?

Ch. S., Rahnsdorf bei Hamburg.
Die von Ihnen geschilderten Einrichtungen gibt es bereits in den verschiedenen Gegenden Deutschlands; u. a. auch ganz in Ihrer Nähe, in Hamburg und Altona. Träger sind dafelbst die Mädchen-Fachschulen, bzw. Berufsschulen. Anderwärts nehmen sich Frauenverbände und andere Organisationen dieser Sache an. Bewerbungen muß man an das zuständige Arbeitsamt richten, das auch auf alle weiteren Fragen Auskunft gibt. Falls an Ihrem Wohnorte kein Arbeitsamt besteht, wenden Sie sich an das Landesarbeitsamt Nordmark in Hamburg 36 (Große Bleichen 33). Freiwilliger Arbeitsdienst für Mädchen kommt in geschlossener und offener Form vor (mit und ohne Wohnungsgemeinschaft); die Arbeit kommt gemeinschaftlichen Zwecken zugute und bildet zugleich eine gute Schulung für das Leben der späteren Hausfrau. Für Erholungspausen und kameradschaftliche Gemeinschaft in den Feierabendstunden ist gesorgt. Die obere Altersgrenze für Bewerberinnen ist 25 Jahre.

Säuglingspflegeschulen

Bitte um Auskunft, an welchen Orten Schlesiens sich Ausbildungsanstalten zur kostlosen Erlernung der Säuglingspflege befinden. G. M.

Wir verweisen auf die in Heft 18 erteilte Auskunft, insbesondere auf die dafelbst angeführten Organisationen.

Nicht irgendein Fettaufstrich, sondern nur die Tiefenwirkung der Creme Mouson bewirkt Glättung und Verjüngung rauher und unreiner Haut!

Creme Mouson
ist keine sogenannte
Sonnenbrandcreme,
auch keine gewöhnliche Fettcreme



Verschwunden, o Wonne,
wie Schnell an der Sonne,
sind Hühneraugen durch
„LEBEWOHL“*

* Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Ärzten empfohlene Hühneraugen-Lebewohl und Lebewohl-Ballscheiben. Blechdose (8 Pfaster) 68 Pfg., Lebewohl-Fußbad gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bänder) 45 Pfg., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das echte Lebewohl in Blechdosen und weisen andere, angeblich „ebenso gute“ Mittel zurück.



„KÜPPERSBUSCH“

ist die führende Marke
für Herde u. Ofen aller Art

„Küppersbusch“

für Herde u. Ofen das weitaus größte und führende Werk Europas, ist in der Lage, Ihnen das Beste, Neueste u. Preiswerteste zu liefern!

Für Haushalterde u. -Ofen Verkauf in Fachgeschäften, wo nicht vorhanden, bitte sich an uns zu wenden!

Für Kochanlagen u. Kücheneinrichtungen für Pensionen, Gaststätten, Heilanstanlagen usw. erbitten wir Anfrage. Sie erhalten unverb. u. kostenlos ersten fachmännischen Rat.

F. KÜPPERSBUSCH & SÖHNE A.-G.
Gelsenkirchen